

DIE WIENERSTRASSE  
UND DER  
JÜDISCHE BUCHHÄNDLER  
**DON LEVY**



Verlag art of arts

Ein Buch von  
**PHILIP VON FUCHS**

„Ich  
Ar  
MB  
c  
e  
sic

**DIE WIENERSTRASSE  
UND DER  
JÜDISCHE BUCHHÄNDLER  
DON LEVY**



Verlag art of arts

Ein Buch von  
**PHILIP VON FUCHS**

eBook



Die Wienerstraße  
und der jüdische Buchhändler

**Don Levy**

ein eBook von

**Philip von Fuchs**

Alle in dem eBook dargestellten Personen und Handlungen sind frei erfunden. Sollten Ähnlichkeiten mit tatsächlich existierenden lebenden oder verstorbenen Personen oder stattgefundenen Handlungen und Ereignissen entstanden sein oder sollte ein solcher Eindruck entstehen, ist dies unsererseits auf keinen Fall gewollt oder beabsichtigt. Eventuelle Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten sind rein zufällig und unbeabsichtigt. Die Rechte an den veröffentlichten Texten liegen beim Autor. Vervielfältigungen zum Zwecke der Veröffentlichung – Publikationsrechte liegen beim Verlag art of arts. Alle Rechte vorbehalten. Verwendung zum Zwecke der Weiterveröffentlichung darf nur mit ausdrücklicher schriftlicher Genehmigung des Verlages und des Einverständnisses des Autors erfolgen. Der Verlag sowie der Autor übernehmen keine Haftung bei unsachgemäßer Verwendung und Verbreitung und den eventuell daraus entstehenden Folgeschäden. Für Druckfehler keine Gewähr. Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit Genehmigung des Verlages gestattet. Die Verwendung oder Verbreitung unautorisierter Dritter in allen anderen Medien ist untersagt. Die jeweiligen Textrechte verbleiben beim publizierenden Autor, dessen Einverständnis zur Veröffentlichung vorliegt. Für Druckfehler keine Gewähr. Bibliografische Informationen der Deutschen Bibliothek. Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie – detaillierte bibliografische Daten über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Original-eBook      Erstausgabe 2012

ISBN 978-3-86483-012-9

Herausgebender Verlag: art of arts  
Inh. Silvia J.B. Bartl, 91301 Forchheim

Satz, Layout, Gestaltung, Cover Design:  
art of formation - Silvia J.B. Bartl

Autor: Philip von Fuchs  
Lektorat: Ruth Troxler  
Endkorrektur: Fehlerjäger by Verlag art of arts

Herstellung und Vertrieb  
Verlag art of arts - [www.artofarts.de](http://www.artofarts.de)

- created in Germany -



Den nebenstehend abgebildeten QR-Code einfach mit dem mobilen Gerät einscannen und schon verfügt man über Infos zu diesem Buch, wie Buchtitel, Buchseiten, Autor/en, ISBN Nummer, herausgebender Verlag und Buchhandelspreis. QR-Code auch zum Weitergeben für Interessierte geeignet. Nichts mehr merken oder notieren, sondern sofort über die Infos verfügen und auf dem mobilen Gerät dabei haben. Weitere Tipps zu den QR-Codes gibt es kostenlos auf [www.facecode.de](http://www.facecode.de)

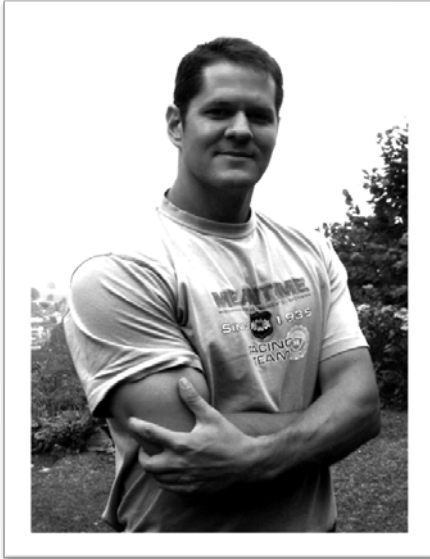
*«Ich schreibe  
meinen israelischen Pass selbst»*

*Ich zog mich zurück und beobachtete den langen Schatten, der sich Arpads letzter Ruhestätte näherte. Es war Don Levy. Er blieb zuerst Minuten lang vor dem Grab stehen und nahm dann anständig seinen alten Strohhut vom Kopf. Darunter trug er eine schwarze Kippa.*

Don Levy und die Wienerstraße erzählt die Geschichte eines jungen Mannes auf der Suche nach sich selbst. Nach nicht bestandener Maturaprüfung getraut Michel sich nicht mehr, seinem autoritären Vater unter die gestrengen Augen zu treten und entschließt spontan, abzuhausen. In Budapest erlebt er mancherlei Abenteuer. Auf dem jüdischen Friedhof weckt das Grabmal eines jungen Mannes namens Meresz Arpad sein Interesse und er macht sich auf Spurensuche nach dem Verstorbenen. In Don Levy, dem Vater Arpads, findet er schließlich einen Lehrmeister. Don Levis Ziel ist es, zusammen mit ihm mit einem britischen Flugzeug, das im Zweiten Weltkrieg abgestürzt war, und das er damals mit seinem Vater in einem verlassenen Fabrikgebäude versteckt hatte, ins Land, wo Milch und Honig fließt zu fliegen. Doch zuerst muss das Flugzeug repariert und flugtauglich gemacht werden. Mittels Computergames bringt Don Levy sich das Fliegen bei. Ab hier führt uns der Autor Philip von Fuchs auf eine spannende, fantastische Reise.

# Inhaltsverzeichnis

Seite 007	Vita des Autors
Seite 008	Kapitel - 1 - Prolog in der Hölle
Seite 014	Kapitel - 2 - Tesco oder das Ende der Welt
Seite 029	Kapitel - 3 - Gurken und Rauch
Seite 047	Kapitel - 4 - Walpurgisnacht
Seite 055	Kapitel - 5 - Die Wienerstraße
Seite 064	Kapitel - 6 - Der helle Schatten
Seite 084	Kapitel - 7 - Und er nahm eine von seinen Rippen heraus
Seite 104	Kapitel - 8 - Über den Sinn zu leben
Seite 120	Kapitel - 9 - Der blaue Prinz
Seite 140	Kapitel - 10 - In die Fremde gehen
Seite 157	Kapitel - 11 - Die Art von Fleisch und Blut
Seite 168	Kapitel - 12 - Misere
Seite 193	Kapitel - 13 - Über den Widerspruch
Seite 211	Kapitel - 14 - Auf zur Kreuzfahrt!
Seite 262	Kapitel - 15 - Über Petersilie
Seite 292	Kapitel - 16 - Trüber Tag, Feld
Seite 296	Kapitel - 17 - Hinangezogen
Seite 322	Verlagsworte



## *Autorenvita*

Philip von Fuchs ist am 5.4.1977 in Bern geboren worden als Sohn eines argentinischen Einwanderers. Als er fünfzehn Jahre alt war, erwachte in ihm das Interesse an der Literatur. Er fing an Kurzgeschichten zu schreiben. Nach einer Gastronomielehre und einer Handelsschule reiste er nach Israel und zu einem längeren Aufenthalt in Argentinien. Er

setzte sich mit der hebräischen Sprache auseinander und lernte sie bei einem israelischen Freund.

Der erste Stoff für seinen ersten Roman "Die Wienerstraße und der jüdische Buchhändler Don Levy", entstand in Budapest, als er einen jüdischen Friedhof mehrmals besuchte. Oft wurde er ausgelacht und bekam zur Antwort: *Du hast ja keinen Namen und willst ein Buch herausbringen.*

Schließlich arbeitete er an seinem Roman fünf Jahre lang und setzte sich in der Zwischenzeit mit dem Judentum intensiv auseinander. Heute lebt er in Bern und betreibt eine kleine Gartenbaufirma.

*«Ich setzte mich schon in meiner Jugend mit dem Judentum auseinander, reiste mit einem israelischen Freund nach Israel, wo er mich mit der Hebräischen Sprache vertraut machte. Über die Jahre habe ich meine Eindrücke über das Judentum in einem Buch zusammengefasst. In Argentinien fing ich an kleine Kurzgeschichten zu schreiben, bis ich den Stoff für einen Roman zusammen hatte. Viele Leute raten mir von der Literatur ab, ich hatte kein Namen und ich könnte mein Manuskript nie veröffentlichen. Ich bin Sohn eines argentinischen Immigranten und lebe heute in Bern. »*

# Prolog in der Hölle

**a**ls ich noch Michel war, war alles anders. Sommer war's. Die Geranien blühten in den Kästen, die alle Stockwerke meines Vaterhauses zierten. Am Ende der Straße flimmerte die heiße Luft, die halb nackten Oberkörper der Gleisarbeiter gingen wie Bojen hinter dem schwarzen Bahnsteig auf und nieder. Im Schulzimmer war es stickig, Südfassade. Nervöses Gewisper allenthalben, ein Flattern der Nerven, wie es stets vor dem Austeilen der Zeugnisse entsteht, nur intensiver, war es doch das ultimative Zeugnis, das wir hier, noch ganz inoffiziell, aus dem Munde unseres Klas-



senlehrers vernehmen würden. Ein Schweißtropfen löste sich eben von meiner Augenbraue, als der gravitatische Mann mit dem blonden Bart und dem immer gleichen stoischen Gesichtsausdruck den Raum betrat, die Fäuste in die Hüfte stemmte und einmal tief durchatmend das Publikum anvisierte, dessen Köpfe gleich Sonnenblumen alle ihm zugewandt waren. Dann folgte ein monotoner Redefluss, dessen Inhalt, grob gesagt, darin bestand, dass die meisten seiner Eleven die Matura bestanden hätten – nun ja, die meisten aber nicht ganz alle, und es sei keine Schande, diese zu wiederholen. Dann folgte der feierliche Moment, wo der Zeretzungsprozess seinen Anfang nahm, welcher mit der Überwindung von Michel endete.

Während er die Klasse entließ, blieb der Blick des Bärtigen an mir haften. Als ich mich schon anschickte, meinen Tornister zu packen, machte er ein paar Schritte auf mich zu und bat mich knapp, noch einen Augenblick zu bleiben. Den Umstehenden war klar, dass diese Geste nur eins bedeuten konnte: nur ich. Dieser Michel blinzelte ungläubig zu meinem Mentor hinüber, als hätte sich dieser gerade eine überraschende Taktlosigkeit zuschulden kommen lassen.

Und so geschah es denn, dass mein Name nicht aufgerufen wurde, als der Schuldirektor diejenigen Schüler aufzählte, welche alle Prüfungen bestanden hatten und ihre Diplome entgegennehmen durften. Mein Name: Michel von Grünigen. Als Einziger, ja vom ganzen Jahrgang, war es aus-

gerechnet der Sohn des leitenden Outplacement-Consultant bei der Kümmerli AG, der nach vierjähriger Quälerei und Notenrechnung gänzlich ohne Hauptschulabschluss dastand.

Niedergeschlagen blieb ich auf meinem Stuhl sitzen und starrte vor mich hin, als mir der Klassenlehrer in knappen und besänftigenden Worten die schreckliche Wahrheit eröffnet hatte, und mir die Möglichkeit einer Wiederholung des letzten Jahres nahelegte. Es gab jedoch kein Zurück mehr. Das war der Tag, vor dem mich mein Vater immerfort gewarnt hatte. In meinem Kopf hörte ich seine Stimme: *«Michi, wenn du die Matura nicht bestehst, dann brauchst du dich nicht mehr bei mir blicken zu lassen.»*

Wenn mein Vater dies erwähnte, kam er mir wie ein Fremder vor, hart wie ein Felsbrocken, ohne Mitgefühl, ohne Einfühlsamkeit gegenüber seinem eigenen Sohn. Und zudem wollte ich sowieso aus der Aristokratenfamilie ausbrechen, den geistlosen Gesprächen, die ich in meiner ganzen Kindheit mit anhören musste. Lernen für die Schule und abends Violine üben, dabei war ich nie musikalisch begabt. Ich hatte alles über die Jahre in mich hineingefressen und es hat sich mir tief eingeprägt. Ich war stolz auf mich selbst, nicht mehr zu meinem Vater zurückzukehren, wie auch meine Mutter damals den Mut gefasst hatte, als sie meinen Vater verließ. Ich war erst sieben Jahre alt. Seit dem Tag ihres Verschwindens hat sie mir nur einen einzigen Brief geschrieben. Für ein paar Sekunden überlegte ich, ob ich zu meinem Vater zurück

kehren sollte. In den kalten Palast. Zudem würde mir unser neues Haus Kopfschmerzen bereiten. Nicht nur, dass ich die Freundin von meinem Vater nicht ausstehen konnte. Eine Ukrainerin, angeblich mal Tänzerin, dabei war sie nur hinter dem Geld meines Vaters her. Ich packte meinen übrigen Krepel zusammen, den Füllfederhalter und einen Anspitzer.

*«Brauchen Sie mich noch?»*

Ich war fertig mit allem.

*«Nein, wenn du keine Fragen mehr hast, kannst du gehen.»*

Ich stand auf, ging zielsicher aus dem Schulzimmer, wechselte den Gang. Alleine blieb ich dann in einer dunklen Ecke nahe des Physiklabors stehen und dachte an früher, an längst vergessene Zeiten, als ich Pilot werden wollte und Geheimagent Ihrer Majestät. Die Autos fuhren an mir vorbei, und ich konnte mich nicht darauf konzentrieren, die Straße zu überqueren. Alles war verwirrend. Nicht, dass ich je mit guten Noten gegläntzt hätte. Doch ein weiteres Jahr in der Schule, unter den Fittichen meines Vaters, schlechtes Mittagessen in der miefigen Mensa – das war nicht vorgesehen. Ich wollte frei sein. – Ich war frei. Und ich war auf einmal meinen Druck los, der sich in den letzten Monaten in mir gestaut hatte. Ich konnte von nun an meinen Weg alleine gehen.

Mich meiner Zukunft stellen. Das Leben in die eigenen Hände nehmen. Man hatte es mir beigebracht.

Einige freundliche Worte – *aha, der Michel von den Grünigens ist schon achtzehn gewesen, wacker, wacker* – und mein Sparkonto war geplündert, ich saß in einem Raucherabteil, das mich gemächlich schaukelnd nach Zürich Kloten brachte. Meinen Koffer hatte ich gepackt – nachmittags war bei uns gottlob niemand zu Hause, der dumme Fragen stellte. Weg vom Bahnhof. Raus aus dem Kanton. Und dann? Der Zug rollte. Es musste ein Ort sein, weit weg von hier, wo mich niemand vermutete. Amerika? Da würde ich mich ständig vor den dortigen Verwandten verstecken müssen. Happy, Biff und wie sie alle hießen. Machten herablassend aufmunternde Kommentare über mein Englisch. Die Rolltreppe hinauf. Hinter mir eine Wand, sorgfältig mit Planen abgedeckt, durch einen Spalt erspähte man rege Geschäftigkeit, Funkenregen, Teile neoromantischer Baumaschinen. Zum Schalter.

«*Sie wünschen?*»

«*Ich hätte gern ein Flugticket.*»

«*Wie ist Ihre Destination?*»

Ich hatte die Lösung immer noch nicht.

«*Geben Sie mir einfach den nächsten Flug.*»

*«Das wäre dann – Augenblick – in vierzig Minuten geht die S202 nach Budapest. Ist das okay für Sie?»*

Budapest! Darauf hätte ich selbst kommen können. Ich war mit meinen Eltern dort gewesen, kannte mich dort also ebenso gut aus wie in Zürich oder La Chaux-de-Fonds. Einige Brocken ungarisch waren seit meinem letzten Aufenthalt auch hängengeblieben.

Ich schlug die Zeit in der Lobby mit einigen überteuerten Cocktails tot, checkte ein und als die kleine Maschine, in der ich so glücklich einen Platz gefunden hatte, nach einem gänzlich ereignislosen Flug auf dem wohlgepflasterten Rollfeld des Flughafens Ferihegy gelandet war, hatte ich bereits einen Kater.

# Tesco oder das Ende der Welt

**e**in Polizist wies mir den Weg zur nächsten Haltestelle und so stieg ich denn mit einer Handvoll Anderer in einen blauen Bus, der mich zum Bahnhof Kőbánya-Kispest brachte – Steinbruch-Kleinpest heißt das auf Deutsch. Ab in die Innenstadt, dreißig Meter unter der Erde: Deák-Platz – benannt nach einem berühmten Diplomaten. Den langen Schlauch der Rolltreppe hinauf, an Reklameplakaten vorbei, in eine Unterführung mit abgestandener Luft, wo alte Frauen

in abgewetzten grünen Kittel und Gummistiefeln Zwiebeln und Peperoni feilboten, während ein furchtbar verwahrloster Mann unbestimmten Alters einer Oboe seltsame Melodien entlockte, die sich mit den Schritten und dem Gemurmel der Masse verbanden – es mochte etwas aus Gounods Faust gewesen sein. Eine Treppe hinauf, wo es nach Unrat roch, dann endlich: das majestätische Zentrum der Metropole: Boutiquen, Taxis, blinkende Leuchtreklame, Hupen, Gedränge, Gesichter, abgebrochene Fetzen eines Streits, Druck in meinen Ohren. Ich wandte mich ab von dem Gewühl und strebte in die Gegenrichtung, wo sich der Gehweg zu einem kleinen Platz verbreiterte und Raum zum Durchatmen war.

Weiter. Immer der Nase nach, den Koffer in der Hand. Und auf einmal eröffnete sich rechts vor mir nach einer grauen Hausfassade der majestätische Ausblick auf die Kettenbrücke, ein lebendiges Stück Geschichte. Ich kannte sie von Postkarten, trügerisch antikes Idyll vermittelnd, von Nachtaufnahmen und aus meiner Erinnerung, wie sie im Lichterglanz erstrahlte, mit ihren Aberhundert Glühbirnen und den Scheinwerfern des ewig dahinrollenden Verkehrsflusses. So kannte ich sie noch nicht: Gewaltig, wie ein finstrer Zeuge blutiger Taten, kalt und grau im Nieselregen. Es gelang mir, das Ungetüm zu erklimmen, den Rooseveltplatz umrundend, zur Hauptstraße hin.

Da war ich also. Rechts von mir, auf der anderen Straßenseite, die Margarethenbrücke mit der gleichnamigen Insel da-

hinter, links das strahlende Weiß der Elisabethbrücke, wie ein Fetzen Hollywood mitten in Ungarn erschien sie mir. Unter mir die graue Donau, breit, dem Treiben oben gleichgültig. Wie im Triumph zog ich schnellen Schrittes gen Buda – Ofen hatten es die Habsburger genannt, ein großer Hügel, von den Ungaren Berg geheißen, gekrönt von Königspalast und einem bronzenen Greif.

Nach einem langen Gang an der Uferpromenade, von wo ich ins Pester Gewühl hinüberblickte, dem ich eben entronnen, sank ich todmüde auf einer Bank zusammen – es war auf dem Batthyanterplatz. Das war einer der friedlichsten Orte in der Innenstadt, es herrschte keine Hektik, die Menschen bewegten sich langsamer. Ich nickte ein.

Ich weiß nicht, wie lange ich auf der Bank saß, doch als ich aufwachte, war es dunkel und mein Koffer verschwunden, worüber ich in dem Moment nicht einmal unglücklich war – so musste ich ihn wenigstens nicht tragen. Mein Portemonnaie sowie meinen Rucksack hatte man nicht angeührt. Ich ging in das kleine Restaurant hinter dem Türkischen Bad, das ich damals mit meinen Eltern besucht hatte. Es sah von außen aus wie das Bühnenbild in einem Boulevardtheater, mit seinen grünen Außenfassaden und den zwei künstlichen Pflanzen rechts und links des Eingangs.

Beim Eintreten musste man den Kopf etwas nach rechts neigen, da ein Teil der Kalktreppe in den feuchten Boden ver-



sunken war. An den Tischen saßen vorwiegend ältere Herren mit geröteten Gesichtern, in angeregtes Plaudern vertieft, ab und zu jäh auflachend, diskret murmelnd, jovial gestikulierend. Als ich eintrat, hatte ich das sichere Gefühl, beobachtet zu werden. Der Lärmpegel verschwand nicht gleich, aber flaute merkbar ab. Ich passte nicht in diese Gesellschaft, nicht ohne väterliche Chaperonnage. Indes hatte ich Hunger und Kopfschmerzen und beschloss daher, die peinliche Wirkung meiner Person zu ignorieren. Ich bestellte eine Gulaschsuppe.

Der Paprikaduft des Eintopfs entfaltete seine heilende Wirkung und verdrängte meine Migräne, sobald er meine Nase nur berührt hatte. Dazu hatte ich drei Deziliter Rotwein bestellt, die mir in einem Cola-Becher serviert wurden, was angesichts der aufdringlichen Mondanität des Lokals grotesk, ja geradezu komisch wirkte. Vor mir saßen zwei junge Frauen. Ich betrachtete ihre Körper. Sie waren blutjung und unnahbar, wie jene, die mit mir vier Jahre lang die Schulbank gedrückt hatten. Sie sprachen ebenso wenig meine Sprache wie ungarisch.

Es war kurz vor Mitternacht, als die Kellnerin anfang, die Stühle auf die Tische zu stellen.

*«Bleib ruhig sitzen und genieß deine Suppe.»*

*«Ach ja, meine Suppe!»*

Unterdessen war sie kalt geworden, ich ließ sie stehen. Jetzt war es Zeit zu gehen. Draußen setzte ich mich ans Ufer, wo unweit von mir ein einsamer Schatten verbissen versuchte, mit einer Angelrute etwas aus der alten schmutzigen Donau zu ziehen. Stundenlang tanzte wohl der Taucher im immer gleichen Rhythmus über das Spiegelbild des Halbmondes auf der schwarzen Wasseroberfläche.

Am anderen Gestade stand das Parlament, hell erleuchtet wie ein Christbaum. Ich konnte mir nicht vorstellen, mich in so einem Prachtbau aufzuhalten und dort zu arbeiten. Meinen Vater sah ich da schon eher. Er war ein harter Mann und sagte in einem Wort so viel, wie ich in drei Sätzen nicht zu sagen wüsste.

\*\*\*

Die Dunkelheit der Donau verschlang das karge Licht, welches die Laternen der Promenadenstraße auf sie zu werfen trachteten. Richtig finster war es hier geworden und kalt. Es zog mich hin zu den Lichtern der Kettenbrücke, die nun strahlend und heilsverkündend den Weg in Pests Nachtleben wiesen. Ich stellte fest, dass es auch hier eine U-Bahn-Station gab. Auf gut Glück stieg ich in den nächsten blauen Kasten, welcher mit einem monotonen Klingeln und einer Ansage, die etwas Beruhigendes hatte, das Schließen der Türen verkündete und fuhr einige Stationen, hoffend, dass mich das Gefährt in die Innenstadt bringen würde, wo ich mir eine provisorische Unterkunft besorgen könnte. Als mich der

Untergrund wieder ausspuckte, befand ich mich auf einem Platz mit bunten Neonreklamen und einem McDonald's. Ohne zu zögern, schlug ich eine der vier möglichen Richtungen ein. Nach einigen Blocks versperrten mir zwei ältere Prostituierte den Weg und boten mir ihre welken Körper, heftig gestikulierend und auf mich einredend, an, sodass ich auf die Straße ausweichen musste, um ihrem buhlenden Tacten zu entkommen.

Genau in diesem Augenblick wechselte ein gelber Alfa Romeo die Spur. Als der Fahrer mich bemerkte, machte er eine Vollbremsung, sodass ich, aufgeschreckt vom schrillen Quietschen der Reifen, einen Schritt rückwärts taumelte und verwirrt einen der beiden Scheinwerfer anstarrte, die einen halben Meter vor mir zum Stehen gekommen waren. Der Fahrer kurbelte die Scheibe runter und brüllte mir einige Rohheiten zu, auf die ich mit nervösem Stottern antwortete. Er begriff, dass ich nicht ortsansässig war, was ihn veranlasste, sein Gebrüll in eine Richtung zu lenken, die besagte, dass er eine gute Pension mit zivilen Preisen kenne, und in der gleichen zeternden Manier wurde ich eingeladen, in den Wagen zu steigen, welcher mich zu besagter Loge führte. Der Fahrer wurde so zu meinem Fahrer, welcher mich zwar nicht über den Acheron, so doch über den Hungaria-Ring führte, in ein südöstliches Außenviertel von Pest.

So war ich schon fast wieder dort, wo ich meinen Fuß auf ungarischen Boden gesetzt hatte. Je weiter wir hinausfahren,

desto mehr Schlaglöcher hatten die Straßen, desto mehr dominierten Einkaufszentren den Inhalt der Straßenschilder: „Tesco, nur noch 500m“ – das Ende der Welt. Ich blickte auf die vierspürige Prachtstraße nieder, die von einer Überführung, welche wir eben passierten, zum Parkplatz des Konsumtempels herunterführte, der um diese Zeit schwach besucht war und zerlöchert aus der Lichterflut zahlreicher Neonlaternen schaute. Zu meiner Überraschung bogen wir gleich nachher auf einen Naturweg, der übersät war mit dreckigen Pfützen unbestimmbarer Tiefe. Mein Fahrer – er hieß Tibi und hatte wohl den beträchtlichsten Bizeps Mitteleuropas – schien die Untiefen zu kennen, denn während er einige der Löcher in weitem Bogen umfuhr, passierte er andere, ebenso leicht zu umfahrende, ohne Umstände, weshalb eine hohe Wasserfontäne neben dem Alfa aufspritzte. Übrigens zeterte er die ganze Fahrt über weiter. Von seinen Wortfetzen verstand ich kaum die Hälfte, schnappte aber einige Brocken auf, die darauf schließen ließen, dass er sich über den Pester Straßenbau ereiferte.

Wir hielten vor einem braun getünchten Metalltor, das mit einem schweren Vorhängeschloss gesichert war. Tibi stieg aus, um aufzusperren. Aus irgendeinem Grund kam mir der Gedanke, dass dies die bisher beste Möglichkeit sei, die Flucht zu ergreifen. Ich ließ sie verstreichen.

Als wir im Hof den Alfa verließen, verstummte mein Begleiter. Wir betraten ein winziges Entree, das durch eine

Theke, die auch als Bar benutzt wurde, in zwei Teile trennt war. Im vorderen Bereich hing ein Fernseher, auf welchem ein Musikkanal lief. Der Ton war ausgeschaltet, weshalb die Gesichtsverzerrungen des Sängers etwas eindringlich Groteskes annahmen, welches sie im platten Zusammenhang mit den stereotypen Rhythmen standardisierter Geschmacks niemals besessen hätten. An der Wand gegenüber stand eine Couch, auf welcher ein Mann im Trainingsanzug in kerzengerader Stellung hockte, seinen Blick unter den zusammengekniffenen Augenbrauen mit dem Ausdruck höchster Konzentration auf den Fernseher gerichtet. Er musste diese Haltung einnehmen, denn die Mitte des Raumes wurde ganz und gar von einem aufgestellten Bügelbrett beherrscht, das durch die Enge der Umgebung geradezu riesenhaft wirkte und es unmöglich schien, eine Bewegung zu tun, ohne sich daran zu stoßen.

Hinter der Theke stand eine Frau unbestimmbaren Alters, deren geringe Größe vorerst gar nicht auffiel. Als sie uns erblickte, begann sie, ebenfalls sogleich zu zetern. In ihrem Redeschwall schien sie sich über irgendwelche Kisten zu ereifern, welche irgendein Kumpel Tibis in irgendeinem Keller abgestellt hatte, welcher irgendwie ihr gehörte oder auch nicht. Jedenfalls gestikulierte sie mit einer unglaublichen Wut auf Tibi ein, wobei sie meine Anwesenheit als Selbstverständlichkeit hinnahm und mir sogar eine Frage stellte, die ich nicht verstand. Tibi hob indes Hände und Augenbrauen wie zum Segen und wiederholte etwa vier Mal in gemäch-

lichen Abständen den einen Satz: *«Wir haben einen Gast»*. Dann ging er eher weinerlich als beschwichtigend auf ihren Standpunkt ein: *«Ja, Béla ist ein Schwanz, ich sag's ja selber – aber halt doch bitte die Klappe ... wir haben einen Gast.»*

Die kleine Frau kam wie ein Wiesel aus der Theke geschossen und drückte Tibi einen Schlüssel in die Hand:

*«Warum machst du ihm dann nicht endlich sein Zimmer bereit? – du musst entschuldigen, Tibi ist ein Idiot»*, sie hatte die Sprache gewechselt und sprach nun fließend deutsch.

*«Halt doch die Schnauze.»* Tibi verschwand mit leisem Geklirr hinter einem Vorhang aus roten Plastikperlen.

*«Hast du einen Pass dabei, Schätzchen? Ich brauche eine Kopie.»*

Mein Pass lag zu Hause bei den Papieren meines Vaters. Als Grenzdokument hatte mein Ausweis ausgereicht.

*«Nicht hier, ich muss ihn noch holen»*, war meine Notlüge.

*«Na macht nichts, bringst ihn eben später. Wie lange magst du bei uns bleiben?»*

Darüber hatte ich mir noch keine Gedanken gemacht.

*«Drei Nächte, eventuell auch länger.»*

«Na schön, musst aber die drei Nächte im Voraus zahlen.»

«Nehmen Sie auch Schweizer Franken?»

«Jesus und Maria! –

Jenö, wie zum Teufel ist der Kurs für Schweizer Franken?»

Der Mann im Trainingsanzug erwachte aus seiner Starre.

«Ich weiß nicht, hundertzwanzig oder so.

Jedenfalls viel weniger als Euro.»

«Na schön, kannst mir fünfhundert als Kaution geben.

Kriegst sie wieder, wenn du mir Forint bringst.»

\*\*\*

Die Nacht hatte ich auf einem viel zu kurzen Bettsofa mit harten Kanten verbracht, das mit pinkfarbenem Plüsch bezogen war. Nicht gerade gut erholt, genehmigte ich mir ein ausgiebiges Frühstück aus frischem Weißbrot, Spiegeleiern, Aufschnitt und überreifen Tomaten. Dann verließ ich die Pension, um eine Wechselstube zu finden, wo ich, wie mit meiner Wirtin vereinbart, meine Schweizer Franken in örtliche Währung umwandeln konnte. Ich schlenderte stadteinwärts. Tibi hatte mir tausend Forint geliehen – «vorgeschossen», wie er sagte – mit jenen deckte ich mich in einem Kiosk mit Fahrkarten für den öffentlichen Verkehr ein. Ich ging

weiter und befand mich jäh auf einem belebten Marktplatz. Plastikwecker wurden feilgeboten und Kleider einer vergangenen Mode. Die Luft war erfüllt von Frittiergeruch und dem Rufen der Feilschenden. Asiaten verkauften Importzigaretten zu unschlagbar geringen Preisen, ein verwegenes dreinblickender Mann mit aufgedunsenem Gesicht wollte eine Original-Rolox an den Mann bringen.

Ich geriet in immer dichter werdendes Gedränge, aus dem ich mich nur mit Mühe und Not befreien konnte. Beschloss schließlich, in einen Bus zu steigen und etwas zu verschnaufen. Doch auch hier hatte es kaum Platz zum Durchatmen – Sitzplätze schon gar nicht. Also stieg ich bei der nächsten Haltestelle wieder aus und ging einige Schritte, bis mir ein Schild mit aktuellen Währungskursen Einhalt gebot. Der Schweizer Franken wurde für 152 HUF gehandelt. Froh darüber, einen offenbar ausgezeichneten Kurs gefunden zu haben, betrat ich die Wechselstube, die kaum Raum für zwei Personen bot und durch eine elektrische Schließanlage gesichert war, die nur von Innen geöffnet werden konnte. Der Angestellte grüßte mich dumpf.

Als ich in meine Hosentasche griff, stellte ich mit Entsetzen fest, dass sie leer war: Mein Portemonnaie war verschwunden. Ich wandte mich reflexartig gegen die Tür, doch stieß ich gegen die Scheibe, da der Mann am Schalter erst die Schließanlage aktivieren musste, was er nach kurzem unverständlichem Gemurmel auch tat. Ich taumelte auf die Straße



und eilte wie von Sinnen zurück in Richtung Markt. An der Haltestelle blieb ich stehen und tauchte meinen Blick ins Menschengewirr auf dem Platz gegenüber. Was hoffte ich zu erspähen? Den Dieb, wie er mit meinem Portemonnaie winkte? Ich beschloss einen Blick in die umliegenden Mülleimer zu werfen – vielleicht waren meine Karten noch zu retten. Nichts. Weiter über die Straße, es musste einer ganz in der Nähe sein – Diebe sind schnell, sie haben nicht viel Zeit. Zeitungen, Essensreste, Unrat aller Art. Nichts.

Mein Hemd – es wurde mir bewusst, dass es nun definitiv mein einziges war, klebte kalt und verschwitzt an meinem Rücken, als die erste Verzweiflung über den Verlust von mir zu weichen begann und ich das hoffnungslose Wühlen im Dreck aufgab. Glücklicherweise hatte ich das Retourgeld für die Fahrkarten achtlos in meine Gesäßtasche gesteckt, so dass ich immerhin noch einige Hundert Forint besaß. Ich kaufte mir an einem Stand einen Schnaps, in der Hoffnung, einen klareren Kopf zu bekommen. Kalt klatschte die klebrige braune Brühe an meinen Gaumen, verschwand in meinem Schlund und ließ ein würziges Brennen zurück. Die Wörter «Polizei» und «Konsulat» versuchten verzweifelt in meinem Geist zu einem brauchbaren Plan zu wachsen. Allein, eine Anzeige hätte mir nur recht wenig genützt, in solchen Fällen ist die Polizei machtlos.

Blieb also die Botschaft, wo ich neue Papiere anfordern und Geld auftreiben könnte. Ich tat einige Schritte gegen

eine Telefonzelle, blieb dann aber stehen. Würden die in der Botschaft nicht sofort meinen Vater informieren? Und auch wenn ich dies hätte verhindern können – hatte er nicht doch noch eine Möglichkeit, mir irgendwie die Konten zu sperren? Dann führte der einzige Weg heimische Geldquellen anzuzapfen über ihn. Nein, es war besser, sich erst ein mal in aller Ruhe darüber zu informieren, was in einem solchen Fall die landesübliche Handlungsweise war. Ich beschloss, wieder meine Pension aufzusuchen, Tibi würde mir bestimmt auch hier weiterhelfen. Der Gedanke an ihn beruhigte mich wieder ein wenig.

Einen Ort zu verlassen, ist viel einfacher, als den Weg, den man zurückgelegt hat, zu rekonstruieren. Ich musste lange umherirren und mich den lückenhaften Ortskenntnissen zahlreicher Leute anvertrauen, bis ich endlich vor dem Stahlgitter meiner Pension stand. Ich läutete. Es dauerte unglaublich lange, bis Jenö missmutig aus dem Haus geschlurft kam und geräuschvoll, wenn auch stumm, das Vorhängeschloss entfernte. Drinnen begrüßte mich die Wirtin mit einem Lächeln. Ob ich die Wechselstube gefunden hätte. Ich erzählte ihr, was vorgefallen war, und sagte ihr, dass ich auf Tibi warten möchte. Darauf wurde sie zu meiner Überraschung grob. Tibi gehöre nicht zum Personal, meinte sie schroff, und er sei auch nicht mein Butler. Sie wisse nicht, wie man das im Westen handhabe, doch hier behandle man Leute, die zu einem freundlich sind und sogar Geld leihen nicht wie dumme Lakaien.

Dass sie allem Anschein nach von Tibis „Vorschuss“ wusste, war mir peinlich. Ich versuchte, sie und mich selbst zu beruhigen, indem ich ihr sagte, dass sie es ja von den fünfhundert abziehen könne, die ich ihr zuvor gegeben hatte.

*«Ja, das stellt sich der hohe Herr aus dem Westen so vor! Was meinst Du eigentlich, was ich mit dir für Auslagen hatte? Meinst wohl, Tibi sei auch noch dein Gratischauffeur! Das große Frühstück – du hast es wie ein Vielfraß in drei Bissen hinuntergeschlungen – bezahlt sich auch nicht selbst! Und dein Zimmer – ich gab es dir, weil ich dem dummen Tibi halt nichts abschlagen kann, und weil ich gedacht habe, dass du sein Freund bist! Ich hatte eine österreichische Familie, die dein Zimmer für eine ganze Woche nehmen wollte, denen musste ich absagen. Die waren auch nicht gerade glücklich, aber ich dachte mir: ‚Sei kein Unmensch, es ist ja ein Freund Tibis‘ – und nun das! Weißt du, Bürschchen, wie viel du mich schon gekostet hast? Gut und gerne das doppelte deiner lumpigen Kaution.*

*Ich bin ein Christenmensch, doch habe ich vier Kinder zu Hause, die satt werden wollen, und im Frühjahr haben sie schon wieder den Preis für Gas und Strom erhöht.»*

Ich blickte zu Boden. Ihr Redeschwall ging weiter.

*«Aber weißt du was – vielleicht stimmt ja deine Geschichte – du würdest mich doch nicht bescheißen wollen? Na, ich will mal nicht so sein. Ich nehme deine Kaution, an mir soll's nicht liegen, man soll nicht von mir sagen können, ich sei unbescheiden oder geizig. Aber ich mache mir*

*Sorgen, was Tibi sagen wird, wenn er hört, dass du ihn so hintergangen hast – er könnte das missverstehen. Ich werde versuchen, ihn zu beruhigen. Du musst mir einfach schwören, dich nie wieder hier blicken zu lassen, sonst passiert noch ein Unglück!»*

Ich stand wie gelähmt da und murmelte einige zusammenhangslose Worte, worauf ich, ihren drängenden Gesten in Richtung Ausgang folgend, das Weite suchte. Dabei hätte ich fast einen Mann mit Hornbrille angerempelt, dessen blonde Kinder mich heiter mit «Servus!» grüßten.

# Gurken und Rauch

**m**ein Leben und meine ganzen Umstände waren recht ungemütlich geworden. Ziellos irrte ich in Budapest herum. Vorerst blieb ich im Bezirk, wo ich eben war, einem Komplex aus parallel verlaufenden Hauptstraßen, gesäumt von den immer gleichen flachen Geschäftshäusern, dann und wann unterbrochen durch einige angerußte Plattenbauten, die mit Reklametafeln behangen waren und neben zahllosen auf- und abbrechenden Existenzen Kosmetiksalons, Nähereien und anderes Kleingewerbe enthielten. Schmerzhafter war es, an den vielen Restaurants und Knei-

pen vorbeizuziehen, die auch hier noch in großer Dichte den Gast zu preiswerter Speise luden, wohl wissend, dass mir der Preis einer auch noch so einfachen Mahlzeit zurzeit unerschwinglich war.

Mit der einen Hand in der Hosentasche betastete ich die paar Forint, die ich noch besaß. Zu Hause hatte ich alles über Geld gelernt: Wie man es mit Geduld, Fleiß und Durchtriebenheit verdient, wie man es spart, koordiniert und es gelegentlich mit beiden Händen zum Fenster rauswirft. Während die anderen in meiner Schulklasse wenig Sinn für das Pekuniäre hatten und ihr Geld allenthalben für flüchtige Tändeleien verschleuderten, war mein Vermögen während der Schulzeit stets gewachsen und gediehen, denn ich wollte meinem Vater beweisen, dass ich auch etwas zustande bringen könnte.

Doch im Augenblick standen ganz andere Erfordernisse im Vordergrund: Wie stelle ich es an, dass die wenigen, sanft klimpernden Münzen zu einem Lebensunterhalt anwachsen? Wie teile ich sie ein, dass sie mich möglichst lange am Leben erhalten? Wie vermeide ich, dass mir auch das wenige noch genommen wird? So ward der eiserne Beschluss gefasst, der Schwur getan, was ich hatte, bei mir zu halten, in keuscher Entsagung jeder Verlockung nach leiblichem Wohl zu widerstehen. Ich trank also aus Brunnen und ernährte mich von einem großen Laib schnell trocknenden Weißbrot, das ich

in einem der kleinen muffigen Vierundzwanzigstundenshops gekauft hatte.

Die Zeit floss dahin, unmerklich, bedeutungslos, da gingen mit einem Schlag sämtliche Laternen der Üllöer Straße an und verkündeten das Nahen der Dunkelheit. Meine Füße taten weh. Der Tortur ziellosen Herumirrens müde, setzte ich mich in einen Bus, um durch das gleichmäßige Wiegen des Gefährts und das Vorbeiziehen der Schaufenster etwas Ruhe und Zerstreung zu finden. Es vergingen keine fünf Minuten, da begann ich schon einzuschlafen und nahm das Geflüster und den Straßenlärm, der sich darein mischte, kaum noch wahr.

Eine Bewegung ging durch den Bus. Es musste eine Fahrkartenkontrolle sein. Meine Ohren begannen zu rauschen, ich war wieder hellwach. Tatsächlich waren zwei Männer zugestiegen. Nicht, dass sie uniformiert gewesen wären, aber nach Alter und Statur hätten sie Kontrolleure sein können. Sie schwiegen, blickten streng vor sich hin und taten so, als würden sie sich nicht kennen. Kein Zweifel, gleich würden sie ihre Ausweise hervornehmen und die Fahrscheine verlangen. Ich weiß nicht mehr, ob es wegen meines Eides geschehen war, dass ich das Abstempeln meiner Fahrkarte unterlassen hatte, oder aus schlichter Unachtsamkeit. Jedenfalls war der Moment verpasst, die beiden Männer hätten mich bemerkt und zu meiner Schande vor allen Fahrgästen blamiert. So stand ich reflexartig auf, schlüpfte geschwind zwischen zwei sich schließenden Flügeltüren des Busses ins

Freie und rannte zur Treppe einer nahe gelegenen U-Bahn Station hinunter. Dort war ich in der Menschenmasse kaum auffindbar. Es gab keinen Ausweg: Ganz Budapest war mein offenes zuhause geworden, ein zuhause, das mich zu zermalmen drohte, das mich durch seine bloße Existenz zum Weiterwandeln antrieb. Lichter und Gesichter, geadelt durch die Narben der Konsumschlacht, wissend, dass ich sie verloren hatte.

So schritt ich weiter, über Straßen, Brücken und Plätze, rastlos. Allen Sirenen, welche die schwangere Nacht gebar, ängstlich lauschend. Dann und wann setzte ich mich, rauchte eine Zigarette, unternahm den vergeblichen Versuch, das Naheliegende zu denken. Meine Irrfahrt durchs Stadtlabyrinth hatte mich schließlich in die Halle eines großen Bahnhofs gebracht.

Der Morgen dämmerte schon, als ich die letzte, mehrfach geknickte Zigarette aus meiner Westentasche zog. Ich hatte während meiner Gymnasialzeit nur sporadisch geraucht: Eine Kippe in der Pause, eine halbe Packung an einem Samstagabend, dann wieder tagelang gar keine mehr. Das ganze hatte in meinem Stammrestaurant begonnen, wo ich mich früher mit meinen Freunden nach der Schule hingezogen hatte, um zu lernen. Dieselben Freunde spielten mir eines Tages einen Streich, so nichtig und banal, dass ich mich nicht mehr daran erinnern kann.



Es war ein seltsames Gefühl auf derselben Bank zu sitzen wie vorher, als ich diesen Leuten noch vertraut hatte. Der Kellner, selbst noch kaum zwanzig, schien über meine Verdrossenheit betroffen zu sein.

«*Michel, nicht wahr?*».

«*Ja, ich bin Michel*», Gustav, so hieß er, beugte sich über den Tresen zu mir, sich auf die Unterarme stützend.

«*Michel, wo sind deine Witze und deine Sprüche über die Mädchen, wie du sie vor zwei Jahren auf der Zungenspitze hattest?*»

«*Mir ist nicht nach Witzen zumute und Mädchen gibt's hier ebenso wenig wie wahre Freundschaft.*»

«*Was war?*»

Ich zuckte mit den Achseln.

«*Es war alles Schein. Meine Freunde, die mochten mich nicht als Menschen, sie mochten mich wegen meines Vaters und wegen unseres großen Hauses.*»

«*Ausgerechnet wegen eurer Bude! Du hast Ideen.*»

Er lachte laut und hell auf. Das war der Moment, als er mir wie beiläufig eine Packung Parisiennes über den Tresen zu-

schob, woraus ich mich ohne weitere Umstände bediente. Ich entfachte die Zigarette und hustete.

So hatte die Qualmerei also begonnen. Doch zur Sucht wurde sie erst jetzt, in eben dem Moment, als die Abfahrt eines Schnellzugs nach Hegyeshalom über die Lautsprecher verkündet wurde. Der Gedanke, dass dies meine letzte Zigarette sein könnte, versetzte mich in quälende Angst. Kaum hatte ich sie fertiggeraucht, begann ich schon nach jemandem Ausschau zu halten, der mir Nachschub geben könnte. Es dauerte nicht lange und wieder klemmte mir ein Glimmstängel zwischen den spröden Lippen, billiger kratzender Tabak, dessen Rauch in meinen Augen brannte.

Ich empfand plötzlich Dankbarkeit für Gustav: Nicht mein Vater, sondern er war es, der mir eine Beschäftigung beigebracht hatte, die nun wieder etwas Disziplin und Tatkraft in mein Leben brachte, den Willen, einer regelmäßigen Tätigkeit nachzugehen, auch wenn diese noch so verwerflich war. Meine Hände zitterten, wenn ich nicht zu jeder halben Stunde eine Zigarette bekam. Mein Konsum bestand aus einem bunten Gemisch: Manche der erbeuteten „Zigis“ waren so stark, dass ich nur zwei Züge davon rauchte und sie gleich wieder auf dem Boden ausdrückte. Andere kratzten kaum an meiner Kehle. Ich war deshalb gezwungen, mir schon bald eine neue Zigi zu „borgen“. Wieder andere waren lang und mit eleganten Goldmustern verziert. Ich erschrak, als ich mein Gesicht in einem Spiegel wiedererkannte: Es war

mit Stoppeln übersät und die geröteten Augen lagen tief in ihren Höhlen. Ein Fremder.

\*\*\*

Nach einer Weile hatte ich herausgefunden, dass man Zigaretten auch auf Vorrat betteln kann. Daher entschloss ich mich schließlich, aus dem Neonlicht zu verschwinden, denn ich war in der Zwischenzeit sehr müde geworden und sah ein, dass mir der Bahnhof mit den vielen Beamten keine Herberge sein konnte. Also wanderte ich wieder nach Buda hinüber, um mir ein ruhiges Fleckchen zum Ausruhen zu suchen. Ich gelangte zu einem Platz, wo sich offenbar frischverliebte Jugendliche treffen, um sich in einem der vielen kleinen Winkel aus Hecken zu küssen. Am Rande eines Gebüsches stand eine freie Bank, die mir durch ihre außerordentliche Sauberkeit auffiel. An seinem einen Ende lag ein Karton. Ich beschloss, mich auf der Bank auszustrecken, den Karton als Kopfkissen benutzend.

«He, das hier ist mein Platz», dieser Satz, vorgetragen in gebrochenem Ungarisch, erdröhnte laut und tief, wie aus einem Keller. Ein Menschenturm hatte sich vor mir aufgebaut, ein Riese mit gleichermaßen wuchtigem Oberkörper wie stattlichem Bierwanst.

«Ich gehe ja schon. Dachte nur, hier hätte ich ein bisschen Ruhe.  
Bin am Ende.»

Der Riese musterte mich aus den engen Schlitzen seiner Augen, die mir aus majestätischer Höhe gönnerisch zublinzelten.

*«Moment mal, Junge. Will mal nicht so sein, kannst eine Weile bleiben. Können uns den Platz ja teilen.»*

Ich blieb stehen und blickte ihn schüchtern an.

*«Wäre ein bisschen eng, findest du nicht?»*

Der Berg lachte laut auf, dabei geriet sein Bauch in einen wilden Tanz.

*«Bist ein Mords-Clown! Ist dein Glückstag heute, weißt du das?»*

Er hatte es sich bereits auf der Bank bequem gemacht und begann ein Bündel Zeitungspapier zu entrollen. Mit der Linken klopfte er neben sich aufs Holz, zum Zeichen, dass ich mich nun auch setzen dürfe. Zu müde um Furcht oder Misstrauen zu empfinden, ließ ich mich neben ihm sinken.

*«Warte, willst du auch ein paar Gurken essen?»*

*«Nur Gurken? Sonst nichts?»*

*«Hätte gegen etwas Thunfisch als Beilage auch nichts einzuwenden.»*

Stumm nahm ich das restliche Weißbrot aus meiner Jacke und gab ihm die Hälfte. Er dankte mir mit einem Lächeln mit vollem Mund.

*«Heute ist mein Geburtstag, musst du wissen, und ich habe die Gurken von der Kirche bekommen. Da kommst du mir gerade recht: Bist der einzige Gast auf meiner Geburtstagsparty.»*

Beim Lachen versprühte er einen ganzen Strahl Brosamen.

*«Wolltest du auch hier übernachten?»*

*«Na logisch, ist doch mein Stammplatz hier, mein stolzes Heim, und das schon seit Urenkeltagen.»*

Gut gelaunt klopfte er auf die Bank, dass es polterte.

*«Und seit wann ist das?»*

*«Ach, weiß die Hölle, schon fast zehn Jahre.»*

*«Du bist nicht von hier?»*

*«Nein, Jungchen, bin Ukrainer. Du klingst aber auch nicht gerade wie ein Ritter von König Matthias?»*

Ich genierte mich, ihm meine Herkunft mitzuteilen. Er aber plauderte gelassen weiter.

«Neu auf der Gasse? Aus wohlhabendem Haus, will ich meinen.»

«Lass nur, bin ein Niemand.»

«Hieß ja, dass ich meinen Geburtstag diesmal alleine feiere! Lass ich nicht gelten, Jungchen, denn wenn du ein Niemand bist, hätte ich niemanden, dem ich die Fresse polieren kann, wenn er so was sagt!»

Er klopfte mir lachend auf die Schulter, dass ich mich fast verschluckt hätte.

«Nein, mal im Ernst. Du bist mindestens so sehr jemand, wie Leutnant der Roten Armee a.D. Sergej Ivanovitsch, an dessen Gurke du eben die Ehre hast, dich zu verköstigen.»

«Da bin ich nicht mehr ganz so sicher. Hab mich heute im Spiegel angeschaut. So sieht kein anständiger Lebender aus.»

«Ach, Jungchen, wer auf zwei Beinen wandelt, der kann türmen, und wer türmt, auf den wird geschossen, wie auf den jungen Alexej. Der blieb dann auch im Wüstensand liegen. Da hörten sie auf zu ballern, mit einem Mal, als wäre der Heilige Geist auf sie niedergerieselt, auf das Heidenpack. Und warum hätten sie auch weiterschießen sollen, der Talibankämpfer muss mit seiner Munition sparen, so ist das halt, er verschwendet sie nicht an Tote.»

Er zwinkerte mich schelmisch mit einem Auge an, als hätte er eben etwas Unanständiges gesagt.

*«Ich war schon immer die Ausnahme, ein lebender Toter.  
Meine Beine, mein Kopf, meine Lunge, das alles ist nur auf Zeit, geborgt  
gewissermaßen.»*

*«Geborgt, geliehen, geklaut – alles Quark!  
Hat nicht Stalin gesagt, dass uns allen alles gehört? – Nicht?  
War's ein anderer? – Auch egal. Jedenfalls sind das in diesem Moment  
sicherlich deine Beine, die dir höllischen Kummer bereiten würden, würd  
ich sie dir brechen!»*

Ich zuckte zusammen, als er mit der Handkante eine Bewegung ausführte, als wolle er meinen rechten Oberschenkel entzweihacken, nur um einige Millimeter über meinem Fleisch haltzumachen und erneut in königliches Gelächter auszubrechen.

*«Außerdem bist du gerade einmal achtzehn. Schau dir all die Mädchen an, die es in Budapest gibt! Es ist, als hätten sich die hübschesten Mädchen der Welt alle gleichzeitig in einer einzigen Stadt versammelt. Wärest du tot, könntest du das alles nicht sehen. Oder doch – vielleicht hoffst du ja, ihnen beim Nacktbaden zuzusehen.»*

Und wieder brach es aus ihm laut und zwerchfellerschütternd hervor, als er die Bank verließ und sich einfach gegenüber auf den Kies legte. Ich ließ mich nicht lange bitten und streckte mich aus, während er weiter donnerte.

Ich hatte die Augen geschlossen. Noch eine Zeit hallte das Gelächter des Riesen in meinen Ohren, vermischte sich mit meinen eigenen Gedanken zu einem angerußten Elfenbeinturm und verlor sich in exzentrischem Geraune, das mich in die weiten Tiefen meiner Seele trug. Ich träumte, dass ich in einem gläsernen Sarg liege, mit der unanständigen Absicht, Mädchen aus aller Welt unter die Röcke zu schauen.

Allerdings kamen geraume Zeit keine solchen vorbei und ich hatte große Mühe, mich im gläsernen Sarg zu verbergen, denn eigentlich war es die Beerdigung eines Polizeibeamten, und meine eigene Bestattung war im Traum zwar rechtmäßig, wäre jedoch einigen der Trauergäste ein Anstoß gewesen.

Da tauchte plötzlich der Pfarrer auf und – oh weh! – blieb über mir stehen, so konnte ich ihm als Einzigem unter die Soutane sehen. Als ich aufwachte, war es Morgen und Sergej war weg.

\*\*\*

Während ich den gestrigen Abend in verhältnismäßig guter Laune verbracht hatte und auch der Nachmittag regelrecht heiter gewesen war, stellte der erste wache Moment nach dunklem Traum einen finsternen Rückfall in den Zustand nackter Not dar. Ich wurde gewahr, dass ich in einer



fremden Stadt war, ohne Mittel, ohne Bleibe und vor allem: ohne Zigaretten. Denn das Verlangen, meine Lungen mit derberer Nahrung zu füllen, als es die von Abertausend Karossen rußig geschwängerte Luft Budapests tat, war das allererste Bedürfnis, das sich mit allgemeinem Unbehagen anmeldete.

Der Platz war menschenleer, auch das Türkische Bad nebenan hatte noch geschlossen. Als ich aufstand, entdeckte ich bei meiner Fußspitze eine erloschene Zigarette, die noch kaum angeraucht war. Ich hob meinen Blick und schleppte mich, vorbei an einer griechisch-orthodoxen Kirche zur Budaer Uferpromenade. Doch musste ich mich bis zum Batthyanter Platz durchschlagen, bis ich, zitternd vor Entzug, eine erste „Zigi“, wie das Stereotyp meiner Fragen lautete, aus den Händen eines menschlichen Wesens entgegennahm.

Ich fuhr hinab in die Unterwelt der Metro. Ins belebte Getümmel des Deák Platzes wollte ich eintauchen, um meinen Vorrat an Zigis wieder auf einen stattlichen Bestand anwachsen zu lassen und dann weiterzusehen. Während das Gefährt die weiß gekachelte Station verließ, würgte ich als Frühstück einige Bissen des mittlerweile vollständig eingetrockneten Weißbrots herunter, von welchem mir trotz Sergejs kolossalem Appetit ein kleines Stück verblieben war. Kauend schnellte ich unter der unsichtbaren Donau hindurch – ein merkwürdiges Gefühl zu wissen, dass in der Oberwelt über deinem Kopf Schiffe mit feiernden Menschen fahren.

Als ich an meiner Destination ankam, musste ich feststellen, dass das Auge des Gesetzes in einer riesenhaften Gruppe vor der Rolltreppe stand und die Fahrscheine kontrollierte, während die Menschen wie eine Herde Schafe auf sie zuströmten. Ich war genötigt, kehrt zu machen und mit der nächsten U-Bahn eine Station weiterzufahren. Doch auch dort, beim Hotel Astoria, bot sich ein ähnliches Bild. Zwei Damen – die eine hieß mit Vornamen Csilla, wie mich ein verstohlener Blick auf ihr Namensschild belehrte – flankierten die Rolltreppe links und rechts, weshalb die Fahrgäste zwischen ihnen hindurch mussten, die Fahrscheine vorweisend. Gerade überlegte ich mir, ob ich bei der relativen Breite des Feldes nicht den Versuch wagen könnte, hindurchzuschlüpfen. Da sah ich die Köpfe von fünf anderen Kontrolleuren, die hinter Csilla und ihrer Kollegin standen. So musste ich abermals zurück in mein Gefährt fliehen, allmählich ein wenig nervös werdend. Zur Sicherheit fuhr ich diesmal zwei Stationen und stieg wieder am Ostbahnhof aus, wo ich mir reiche Beute versprach.

Von der Unterführung stieg ich zur Bahnhofshalle, nachdem ich aus einem kleinen Brunnen – Gott weiß, ob es Trinkwasser war –, meinen Durst gestillt hatte. Ich wandte mich wieder meiner Arbeit zu und in der Tat war mein Umsatz recht gut. Allerdings meldete sich bald mein Magen zu Wort, was mich vor ein neues Problem stellte.

Ich konnte es nicht anders lösen, als das Zigarettenproblem, indem ich rund um die Züge stapfte, von eilenden Fahrgästen angerempelt und von den Blicken der Zeitungsverkäufer verfolgt, und verschämt nach einigen Forint Unterstützung fragte. Doch bevor das Geschäft richtig begonnen hatte, geriet ich an den Falschen: Dieser gab mir eine schallende Ohrfeige und machte mir klar, dass das sein Revier sei, und dass ich ihm durch mein ungeschicktes Auftreten die Kunden vergraulte und obendrein unnötige Aufmerksamkeit auf den Platz zöge. Wenn ich nicht scharf darauf sei, dass er mir die Kehle durchschneide, soll ich mich lieber zurück in die Unterführung trollen.

Dort konnte ich meinem Broterwerb tatsächlich ungestört nachgehen. Nach und nach entwickelte ich einen Spruch, der manchem Hastenden ein Geldstück entlockte, perfektionierte meine Aussprache und legte etwas unwiderstehlich Mitleiderregendes in meinen Ton, gleichzeitig einen verstohlenen Charme in meinen Blick. Es hatte sich gelohnt immer mehr Menschen zogen ihre Börse. Da es meist sehr kleine Beträge waren, musste ich für dreihundert Forint an die zwei Stunden arbeiten. Denn Arbeit war es wohl: Meine Beine waren durch Hunger und schlechten Schlaf schwach, und durch das unausgesetzte Fragen wurde ich sehr bald heiser.

Ich hatte auch Gelegenheit das unterirdische Treiben zu beobachten, denn ich war beileibe nicht alleine. Neben mir hatte ein Mann ein Tischchen aufgestellt, wo er mittels drei-

er Joghurtbecher einen Kieselstein sehr behände hin und her beförderte und ihn irgendwie während des Manövers verschwinden ließ. Alle, die ihr Geld für diesen Schabernack einsetzten, gingen leer aus, bis auf einen aschblonden Halbwüchsigen, der in regelmäßigen Abständen zum Gewinnen vorbeikam.

Bereits vormittags wurde ich von Heißhunger gepackt, was mich dann zwang, nach etwas Essbarem umzuschauen. Ich begab mich nach draußen ins Tageslicht, welches mich so blendete, dass ich Augenblicke lang nur rote Flecken wahrnahm. Es war ein sonniger Tag und die Hitze ließ den Asphalt wie ein gigantisches Backblech wirken. Ich schlenderte eine belebte Straße entlang – war es dieselbe, an der mich Tibi aufgelesen hatte? – und kaufte mir schließlich in einem Imbissladen einen Teller mit Nudeln und Speck, den ich gierig in mich hineinschaufelte. Es war ein herrliches Gefühl, einen vollen Magen zu haben, auch wenn diesmal meine gesamte Barschaft draufgegangen war.

Wieder stand ich im Bahnhof, wieder hatte mich der Bauch des Verkehrsknotenpunktes verschlungen, das trübe Licht der Neonröhren. Vom Verdauen und Gehen müde gemacht, setzte ich mich einfach an die Wand, legte meine Jacke vor mir wie einen Korb zusammen und ließ meine restlichen Münzen reinfallen, zum Zeichen, dass ich auf ihre Vermehrung aus war. Wieder beobachtete ich das Getümmel. Die Falschspieler waren verschwunden, dafür versuchte nun ein Mann mit vielen Geldscheinen seiner schwarzen

Bankierstätigkeit nachzukommen, mit geringem Erfolg, wie es schien. Ich starrte vor mich hin, in einen wandelnden Wald von Beinen hinein, wurde darob dösiger, schlief schließlich ganz ein. Dies war ein Fehler, denn als ich erwachte, hatte sich meine Barschaft nicht vermehrt, ganz im Gegenteil: Jemand hatte auch das Wenige, das auf meiner Jacke gelegen war, zu sich genommen. So blieb mir nichts anderes, als wieder aufzustehen, und den Nachmittag mit dem Anbeteln von Passanten zu verbringen.

Stunde um Stunde verging, und es wuchs meine Unlust bei dieser monotonen Tätigkeit. Aber mit steigender Unlust sanken auch meine Einnahmen: Je ungeduldiger ich die Menschen um Geld anbellte, desto weniger waren sie bereit zu geben. Wenn der Subordinierte aufgebeht, zerstört er die Illusion der unendlichen sozialen Distanz, begibt sich ungeschickterweise in gleiche Augenhöhe mit dem Geber, was diesen in seinem Gefühl irremacht und mit Wut und Schrecken weitermarschieren lässt. Allmählich kam ich mir vor wie in einem Tollhaus und hätte die Menschen am liebsten am Kragen geschüttelt, damit es ihnen in den Sinn käme, dass wir alle doch Menschen sind.

Es war bereits Nacht, als ich mir endlich eine Rast gönnte. Mein Ziel war es gewesen, für morgen einige Tausend Forint auf die Seite zu legen, doch gelang es mir nicht, mehr als zweitausend zusammenzukratzen, welche ich aller Voraussicht nach noch heute verbraten würde, um morgen wieder

dumpf derselben Sache nachzugehen. Und dennoch: Ich hatte den ganzen Nachmittag meinen Mann gestanden, neben dem Geld auch einiges an „Zigis“ erbeutet und mir ein wenig Glück redlichst verdient. Den endgültigen Ausschlag, das Feld zu räumen, gaben zwei grauenvoll abgerissene, nach Schnaps und Unrat stinkende Bettler, die sich um ein unsägliches Etwas zankten, das in einem grünen Plastiksack in Papier eingewickelt war. Es kam zu einem Handgemenge, in deren Folge der eine Bettler den Beutel wegschleuderte, der mich am Bein traf. Heraus fiel ein mit Blut, Knorpel und Leber gefüllter Ziegenmagen, dessen Spuren fortan mein Beinkleid zierten.

Ich beschloss also, meinen peinlichen Wirkungskreis zu verlassen, und mir ein wenig Erholung zu gönnen. Doch mit dem bisschen Geld, das ich hatte, konnte ich kein Restaurant besuchen, ganz zu schweigen vom Umstand, dass ich stank und der Zustand meiner Garderobe auch nicht gerade ausgezeichnet war. Da blieb eben nicht mehr viel zur Auswahl. Aus diesem Grund entschied ich mich, zwei Dosen Bier zu kaufen und sie, auf einer Parkbank sitzend, schweigend in mich hineinzuleeren, bis die Wirkung der Droge Durst, Hunger, Schmerzen und Bedenken lähmte, und mich genügsam mit dem mannigfachen Neonlicht der Rákóczistraße versöhnte.

# Walpurgisnacht

**d**er Mond schien hell, als ich am berüchtigten Straßenstrich vorbeischlenderte.

«He, Süßer, hast du schon was vor?»,  
fragte mich eine der Frauen, als ich mich eher beschwingten  
als wankenden Schrittes näherte.

«Nein, ich habe nichts vor, ich laufe nur.»  
Es gelang mir, sie anzugrinsen.

«Hast du Lust mit mir zu kommen?»

«Ja, Lust – aber kein Kapital. Und dazu habe ich Kummer.»

«Das wird schon wieder. Jesus liebt dich und kennt deinen Weg.»

«Bis jetzt hat er mir nicht viel geholfen.»

«Oh, er wird kommen, vielleicht nicht persönlich, dafür wird er dir jemanden schicken.»

«Das hoffe ich.»

«Du musst dafür beten. Gibt's bei dir in der Nähe eine Kirche?»

«Du kennst dich hier sicher besser aus als ich.»

«Ich meine dort, wo du wohnst, du Witzbold.»

«Ich bin erst... – seit einer Weile in der Stadt und habe im Moment keine Unterkunft.»

«Das ist nicht gut. Hör mal, Kleiner, du bist süß und wenn du mir nur zweitausend Forint gibst, kannst du bei mir übernachten. Hab heute eh nicht mehr viel vor. Ich heiße übrigens Annette.»

«Und ich bin Michel»



Ich griff in meine hintere Hosentasche, um meine verbliebene Barschaft zu zählen, doch sie wehrte vehement ab, indem sie mit der einen Hand wild herumfuchtelte und mich mit einem panischen Blick anschaute, als ob sie verrückt geworden wäre. Die Kirchenuhr schlug ein Uhr und Prostituierte verließen vereinzelt ihr Revier, wie bei einem Schichtwechsel. Da fasste mich eine andere Frau von hinten am Arm, doch Annette wehrte sie gleich ab:

*«Verschwinde, Esmeralda, der gehört zu mir. Michel, was ist, kommst du jetzt mit mir. Du kannst dann bei mir zu Hause ... baden – du stinkst ja wie ein Schwein.»*

Eine kleine Dicke im Latex-Mini, die soeben unsere Ecke passierte, quietschte laut auf.

*« ... und ich koche etwas für dich»,*  
fügte Annette wie beschwichtigend hinzu.

Bei einem McDonald`s überquerten wir die Straße.

*«Bist du jetzt die Person, die mir Jesus geschickt hat?»*

*«Nein, die bin ich beileibe nicht. Entschuldige mich wegen vorhin, aber wenn die anderen Mädchen gesehen hätten, wie wenig ich von dir verlange, hätten sie gedacht, dass ich für Dumpingpreise arbeite und hätten mich in Stücke gerissen.»*

«Du musst entschuldigen. Stehe zurzeit etwas neben den Schuhen.»

«Dann wirst du diese Nacht bei mir schlafen; ich habe noch einige Stammgäste, die heute kommen wollen. Kannst solange mein Bett haben.»

«Machst du es denn nicht im Bett?»

«Doch nicht in dem, wo ich schlafe! Das wäre unhygienisch und unanständig.»

«Und da behaupten die Leute, bei Huren sei das Schlafzimmer das Arbeitszimmer. Verrückte Welt!»

«Kannst dich gleich verpissen, wenn du mir blöd kommst!»

«Entschuldige, hab's nicht so gemeint, wollte dich nicht kränken.»

«Du weißt, es fehlt an Geld, und die paar Forint, die man hier monatlich verdient, damit kommt man nicht weit.»

Inzwischen hatten wir das Haus erreicht, wo Annette wohnte. Von der hellerleuchteten Straße traten wir durch ein wuchtiges, aber nur mangelhaft festgeschraubtes Eichenholztor, das durch die Eingabe eines neunstelligen Codes geöffnet wurde, in einen stockfinsternen und feuchtkalten Hof. Von da ging es mit einem klapprigen Lift, der zu meinem Schrecken und Annettes Fluchen einmal stehen blieb, ins dritte Stockwerk, wo wir ihre Loge durch eine Art Balkon über dem In-

nenhof erreichten. Annette begann, am Boiler zu hantieren und ließ mir ein wenig Wasser für ein Bad ein. Derweil entkleidete ich mich, der Schmutz an meiner Haut war wie eingeätzt, man konnte deutlich die Naht von meiner Unterwäsche erkennen. Ich zog mich zusammen und verdeckte mit meinen Händen meinen Unterleib, als Annette ins Wohnzimmer kam.

*«Hier hast du frische Tücher und einen Morgenmantel.»*

Sie ging in die Küche und bereitet das Essen vor, während das Badewasser schwarz wurde von meinem Schmutz. Ängstlich fragte ich mich, ob zu viel Hygiene nicht meinem Geschäft schaden würde, doch dann nahm ich mich zusammen und schrubbte meinen Körper kräftig mit Seife ab.

Als ich wieder aus dem Bad stieg, hatte sich Annette ausgezogen und fragte nüchtern und schlicht:

*«Wollen wir? Michel, aber doch nicht das!  
Eine Massage, das ist das, was du jetzt brauchst.»*

*«Und dazu muss man nackt sein?»*

*«Ja, ich muss frei sein dazu, und es beruhigt dich, na komm, entspann dich. Fühlt sich das gut an?»*

*«Annette, es fühlt sich mit deinen feuchten Händen an, als würdest du*

*Klavier auf meinen Rücken spielen und als wären wir schon ewig zusammen.»*

*«Als ich in deinem Alter war, habe ich oft versucht die Menschen zu verstehen, verstanden habe ich sie nie. Konzentriert zuhören, das habe ich in meinem Gewerbe gelernt, aber auch, Liebe zu geben.»*

*«Du bist die erste Frau, die mir so viel Zärtlichkeit gibt.»*

*«Wenn ich dich für einen Abend glücklich machen kann, wirst du es nie vergessen.»*

*«Es käme mir jetzt gelegen, das Bett mit dir zu teilen », sagte ich.*

Annette zog sich bereits eine Trainingshose und ein Sweatshirt über. Ich stand stumm da, verdeckte mit den Händen mein Glied.

*«Kein Problem.»*

Ich nahm mir den Morgenmantel und auch eine Zigi aus einer Packung, die offen auf einem Salontischchen lag, was von einem irritierten Blick Annettes begleitet wurde, und schloss mich damit ins Klo ein. Während ich da saß und rauchte, verkündete ein elektrisches Warnsignal, dass Besuch anstand. Ich hörte ein hektisches Flüstern und ein drängendes Murmeln, das sich offenbar aus dem Rahmen der Wohnungstür meiner Position näherte, irgendwo stehen

blieb und allmählich in brünstiges Grunzen überging. Ich hatte zu Ende geraucht und schlich mich in einen anderen Winkel der Wohnung, wo ich meine Kleider abgelegt hatte. Dabei erhaschte ich einen Blick auf den Freier. Er mochte ungefähr das Alter meines Vaters haben. Die animalische Kraft und der weite Radius seiner Stöße standen in grellem Kontrast zu den Leberflecken auf seinen Schultern. Als ich zu ihnen hinüberschaute glaubte ich zu bemerken, wie mir Annette zuzwinkerte. Lautlos ergriff ich meine paar Habseligkeiten und huschte ins Schlafzimmer, wo ich mich der Länge nach aufs Bett warf, ohne genug Mut zu besitzen, das Licht anzudrehen. Ein schwerer dunkler Vorhang machte jedes Umschauen hier unmöglich, lediglich durch den Mittelspalt fiel ein Streifen wie ein großer Dolch quer übers Bett auf meinen Körper.

Als das Schnauben des Freiers in einem lang gezogenen Räuspern endete, was schon recht bald geschehen war, stellte ich mit jähem Schrecken fest, dass ich mich nicht allein im Raum befand. Der Schatten einer Gestalt zeichnete sich an der gegenüberliegenden Wand ab und nahm allmählich Konturen an. Plötzlich raunte es, vom Menschenohr kaum hörbar, väterlich zu mir herüber: «*Flich, mein Sohn, es ist ein Inkubus*»

Wie vom Blitz gerührt sprang ich zitternd in meine Hose, stürmte aus Schlafzimmer und Wohnung, wobei ich Annettes konsternierten Freier überrannte, und bahnte meinen Weg, verfolgt vom Schimpf der beiden, durchs stockfinstere

Treppenhaus auf die Straße. Ich rannte mit halbgeschlossenen Augen vorbei an einer Hochzeitsgesellschaft, die sich zu dieser gottlosen Stunde samt Orchester und Tänzer auf der Straße vergnügte. Als ich meinen Schritt verlangsamen wollte, gemahnte mich ein dunkler Rücken wieder der Erscheinung. Ich verfiel neuerlich in panische Flucht, mein Herzschlag sauste in den Ohren. Weiter, geschoben vom Instinkt. Vorbei am Hexensabbat der Rákóczistraße, wo sich junge Brüste wie Äpfel verschämt hinter einer Schale aus rotem Tuch versteckten und alte Vetteln an Laternenpfähle gelehnt in schamloser Offenheit mit ihrem Pfunde wucherten.

Es war das herumirrende Licht einer Reklameprojektion, das mich an die Nähe des Ostbahnhofs erinnerte. Ich eilte auf den Bahnsteig, wo der Pfiff des Zugführers wie ein Käuzchenschrei das Abfahren eines Zuges verkündete, auf den ich mit letzter Kraft aufsprang. Wohin dieser fuhr, war mir fremd. Ich schloss mich in die Toilette ein und weinte.

# Die Wienerstraße

**a**ls es an die Toilettentür klopfte, hielt ich meinen Kopf auf die Arme gestützt und starrte auf den schmierigen Toilettenboden. Es hatte sich etwas verändert. Die Angst war weg. Eine dumpfe Neugier, was als nächstes geschehen würde, gleich einer restlosen Ergebenheit ins Unvermeidliche. Es klopfte erneut, während der Wagen über eine Weiche ratterte. Jemand sprach. Dann hörte ich ein metallisches Knarren, das Schloss ging und ein Schaffner stand in der Tür.

«Ist Ihnen nicht gut?»

Ich zuckte resigniert mit den Achseln, wieder auf den Boden starrend.

*«Haben Sie mein Klopfen nicht gehört? Sie haben nicht geantwortet.»*

Matt hob ich meinen Blick zu ihm.

*«Dürfte ich Ihre Fahrkarte sehen?»*

Verschämt schaute ich zum Milchglasfenster, das blass die Konturen des Konduktors reflektierte.

*«Wenn Sie keine Fahrkarte haben, muss ich die Polizei rufen, und Sie müssen eine hohe Buße zahlen. Haben Sie einen Vorschlag, wie wir dieses Problem lösen könnten?»*

*«Man hat mir meine Brieftasche geklaut.»*

*«Das tut mir leid.»*

Ich blickte wieder zu Boden.

*«Dann haben Sie wohl auch keinen Ausweis. Können Sie mir Ihre Adresse nennen, damit ich diese überprüfen kann?»*

*«Meine Adresse. Genau das ist ja eigentlich das Problem.»*

*«Sie sind nicht von hier?»*



*«Nein, das bestimmt nicht. Aber von anderswo eben auch nicht.»*

*«Hören Sie, junger Mann, ich kann Ihnen da leider auch nicht weiterhelfen. Ich werde Sie nicht anzeigen, da hätte wohl niemand was davon – weder Sie noch ich noch Väterchen Staat. Wenn Sie einen guten Rat von mir wollen, nehmen Sie Kontakt mit Ihren Lieben auf – die werden Ihnen schon aus der Bredouille helfen. – Und kommen Sie endlich aus diesem fürchterlichen Klo heraus, es wollen auch noch andere aufs Töpfchen.»*

Der Schaffner setzte mich auf einen Sitz neben seiner Kabine und beschrieb mir eingehend die vorbeiziehende Landschaft.

*«Sehen Sie da drüben: Das ist die Árpádbrücke. Sie wurde 1950 erbaut, da war sie allerdings noch einspurig. Die Brücke, auf der wir uns jetzt befinden, ist die Neupester Eisenbahnbrücke. Hier transportierten sie während des Zweiten Weltkriegs die Juden nach Auschwitz. Zu ihrem Gedenken ist am Bahnhof, wo Sie jetzt gleich aussteigen werden, ein alter Güterwaggon aufgestellt, den können Sie gerne besichtigen. Jetzt aber raus. Alles Gute.»*

Ich blieb einige Zeit auf dem Bahnsteig stehen und blickte dem Zug nach, der soeben abgefahren war und in einen Nebelschleier eintauchte, sodass nur noch das rote Leuchten des Schlusslichts kurz aus der Dunkelheit schimmerte und die Schwaden um sich herum erleuchtete. Mir fiel nichts Besseres ein, als dieselbe Richtung einzuschlagen, und so trot-

tete ich neben den Gleisen her bis zum Ende des Bahnsteigs, danach weiter auf dem Schotter, mitten zwischen den Gleisen. Hier also fuhren die Güterwagen der Todestransporte. Die Nächte mussten erfüllt gewesen sein von ihren Schreien und mir schien es tatsächlich, als ob die Gleise davon bluteten.

Ich verließ diesen grausigen Ort und folgte einer Straße, die auf einer Anhöhe in einem Forst endete. Der Morgen begann schon allmählich zu grauen. Ich verbrachte dort einige Stunden Schlaf suchend, den ich aufgrund einer unerklärlichen Erregtheit meiner Sinne nur schlecht fand und wälzte mich unter vielfältigen Halbwachträumen auf dem mit Moos bewachsenen Boden herum.

Das jäh hereinfallende Sonnenlicht gemahnte mich, wieder aufzustehen und weiterzuwandern, sodass ich die Anhöhe – es mochte sich um einen der Hügel handeln, welche die an weite Ebenen gewöhnten Ungaren Berg nennen – in Richtung Ebene hineinstieg. Dabei überkam mich plötzlich ein irrsinniges Glücksgefühl: Erst jetzt wusste ich, was Freiheit heißt, unbedingte Freiheit, in und von jeder Beziehung. Mein Abstieg mündete in einer breiten Straße. Ich ging einige Häuserblocks entlang und entzifferte zu meiner Überraschung auf einem Schild, dass es die Wienerstraße war. Der Verkehr konnte nur in zwei Richtungen zirkulieren, nach Budapest hinein und von Budapest weg, gegen Westen. Welche Richtung sollte ich einschlagen?

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite entdeckte ich einen großen Torbogen mit einem sechszackigen Stern: Es war der Eingang zum jüdischen Teil des Óbudaer Friedhofs. Schon an der Außenmauer erfüllte mich ein Gefühl der Idylle, als stünde ich vor dem Eingang zum Garten Eden. Besucher waren, soweit ich es sehen konnte, noch keine hier. Nur ein Gärtner wischte vor dem Haupteingang Äste zusammen. Unter dem Torbogen lag ein alter Schäferhund, der bei meinem Kommen aufstand, mit seinem Schwanz wedelte und an mir schnupperte. Mit einem gutmütigen Blick schaute er mich an und ging dann gemächlich beiseite, wie um mich zum Eintreten einzuladen. Neben der Aufbahnhalle bemerkte ich im Vorübergehen eine kleine grüne Bretterhütte. Es musste dies ein unbenutzter Speicher sein, denn zwischen Türklinke und Betonwand hatte eine Spinne ihr Netz gewoben. Vorsichtig drückte ich die Klinke, und das Schloss gab knarrend nach. Hier drinnen würde mich bestimmt niemand stören, wenn ich übernachten wollte.

Auf dem Friedhof roch es nach feuchtem Stein und morschem Unterholz. Der Ort erzählte mir eine Geschichte, mit jeder Kante seiner Aberhundert Grabsteine und den abgestorbenen Bäumen, die längst hätten beseitigt werden müssen. Es schien mir, als ob die umstehenden Buchen Gesichter hätten und mich beobachteten. Selbst die heruntergefallenen Äste waren am Vermodern, das Unkraut wuchs aus dem Boden, eroberte sich das Terrain immer wieder zurück, das ihm die Zivilisation von Mal zu Mal streitig machen wollte. Es

kam mir vor, als sei das eine Sprache, dieses ganze Wuchern, eine Sprache, die ich zu entziffern hatte, wollte ich fort-kommen.

Je weiter ich ins Innere des Friedhofs eindrang, desto wilder wurde die Vegetation. An manchen Orten gab es fast kein Durchkommen, so sehr war der Weg mit wildem Gestrüpp überwachsen. Auch die Gräber waren älter als jene in der Nähe des Eingangs. Einige drohten, sogar im Boden zu versinken und waren fast nicht mehr als Grabstätten erkennbar. Kreuz und quer wuchsen Wurzeln und Büsche über die Gräber. Bei manchem Stein fuhr ich mit dem Zeigefinger über die Buchstaben, hoffend, aus diesem Gemenge von hebräischen und lateinischen Lettern ein Geheimnis ergründen zu können.

Ein Kelch, der in zwei Händen ruhte, war auf einen dieser Steine gemeißelt und erregte meine Aufmerksamkeit. «*Merész Árpád 1978-1997*», darunter etwas auf Hebräisch. Ein Psalm? Auf dem Stein lag ein schwarz-weißes Foto. Ein Jugendlicher mit ernstem Gesichtsausdruck war darauf zu sehen, altmodisch gekleidet mit Hut und Mantel – wohl beides schwarz, soweit man erkennen konnte, der ein wenig irritiert ins Objektiv blickte. Es war das einzige Foto auf einem Grabstein, das weit und breit zu sehen war. Ich rechnete nach. Árpád musste etwa im selben Alter gewesen sein wie ich, als er hier gelandet war. Das konnte kein Zufall sein. Ein Seelenverwandter. Sicher war das Foto während des Gymnasiums ent-

standen. Ob er wohl auch seine Matura verbockt hatte? Und was mochte die Inschrift bedeuten? Vielleicht warnte er uns, dass alles vergänglich ist, oder dass Árpád beizeiten die Fesseln irdischen Schmerzes abgelegt hatte. Dann hatten wir ja auch dieselben Ziele! Ich spürte plötzlich eine enorme Gewissheit, dass Árpád diesen Satz einst selbst verfasst hatte und zwar genau für diesen Anlass, für mich, damit ich ihn erkenne. Und es war, als würde Árpád leibhaftig vor mir stehen und über mein Leben, meine Probleme Rechenschaft fordern. Also begann ich, zu ihm zu sprechen, erst in Gedanken, manchmal laut in Worten.

*«Vielleicht kannst du mir ja helfen, Árpád, und hörst meine Worte. Manchmal weiß ich wirklich nicht mehr, was ich noch tun soll. Vielleicht bin ich der Einzige, der nach langem wieder einmal vor deinem Grab spricht. Alles geht so schnell vorbei, schon bald wird es Herbst werden und dann Winter. Was dann aus mir wird, weiß ich nicht. Vielleicht werde ich auf der Straße erfrieren, oder aus Kummer zu Tode kommen. Eines ist gewiss: Alle Freunde, die ich mal hatte, sind verschwunden, nur du bist mir geblieben.»*

Ich streichelte seinen Grabstein und legte ihm einen Stein darauf, der ihm besonders gefallen musste – mir jedenfalls gefiel er ausnehmend. Er war weiß, eher kubisch als flach, jedoch mit abgerundeten weichen Kanten.

*«Ich werde jetzt dein Grab sauber machen. Es ist eine Schande, dass niemand nach dir schaut.»*

Leere Flaschen standen auf dem Grab, die als Blumenvasen gedient hatten und nun nur noch einige verfaulte Stängel bargen.

*«Warte, ich gehe und hole dir ein paar frische Blumen. Dann wirst Du hier das einzige Grab haben, das mit Blumen geschmückt ist.»*

Die Frau des Gärtners saß den ganzen Tag vor dem Eingang und verkaufte Trauerutensilien.

*«Was kosten die?»* fragte ich.

*«Hundert Forint das Stück.»*

*«Dann diese hier und eine einzelne Begonie, bitte.»*

*«Zweihundert Forint.»*

*«Können Sie mir etwas Rabatt geben, die sind nicht mehr ganz frisch.»*

*«Dann gebe ich sie Ihnen für hundertfünfzig.»*

Ich ging zurück zum Grab, das ich auf Anhieb fand.

*«Árpád, schau mal her, diese Blumen habe ich für dich gekauft. Willst du, dass ich noch eine Weile bei dir bleibe? Ein bisschen noch, dann werde ich aufstehen und mir etwas zu essen besorgen. Oder warum kommst du nicht mit? Schau mal die Blumenverkäufer beim christlichen Friedhof,*

die stehen beinahe Tag und Nacht, von früh bis spät am Straßenrand und wollen jedem Passanten Blumen verkaufen. Schau genau hin, die Frau wird uns gleich ansprechen. Komm, lass uns die Straßenseite wechseln. Was soll ich tun? Du willst kosher essen – hier gibt es nun mal kein koscheres Essen. Wenn du kosher essen willst, Árpád, dann müssen wir zum jüdischen Viertel gehen, falls es hier überhaupt ein solches gibt.

Warum tue ich das eigentlich und spreche mit dir, Árpád? Ich sehe dich nicht, ich fühle dich nur, bist mir realer als der Polizist dort drüben. Ich kann mich aber nicht den ganzen Tag auf dem Friedhof aufhalten. Sicher tut es mir außerordentlich gut, mit dir zu sprechen und ein Gespräch mit dir ist viel besser, als in Budapest herumzuirren. Leider gibt es an der Wienerstraße keine Passanten, die ich um Almosen bitten kann.»

# Der helle Schatten

**W**enn ich mir das Foto von Árpád so ansah, fühlte ich seine Einsamkeit. Er war bestimmt auch auf der Suche nach sich selbst gewesen, auf der Suche nach Glück und Vollkommenheit. Plötzlich erschreckte mich eine Stimme, die hinter mir weihevoll, aber etwas lallend erklang: «*Der war Schriftsteller.*» Hinter mir stand ein Mann in Latzhose, wohl der Gärtner, und zeigte mit dem Gartenrechen auf Árpáds Grab.

«Haben Sie Árpád gekannt?»



«Kaum, er kam nur ab und zu auf den Friedhof, um das Grab seiner Mutter zu besuchen.»

«Was wissen Sie über ihn?»

«Soweit ich ihn in Erinnerung habe, war er sehr verschlossen und immer schwarz gekleidet. Ach ja, und dann sein Name natürlich ...»

Er machte eine wegwerfende Handbewegung.

«Was ist damit?»

«Sie sind wohl kein Jude. Nun, Árpád, Attila, Huba und Töhötöm, all die berühmten Heldennamen, die waren im Lauf der Jahrhunderte in Vergessenheit geraten. Die Eltern gaben ihren Kindern vormals stets katholische Namen wie Mátyás, József oder Miklós, auch jene Juden, die sich assimilieren wollten, wie Rabbi Kornfeld sagt. Erst während Horti sind die heidnischen Namen wieder in Mode gekommen, und als die ersten Árpáds gefirmt und konfirmiert wurden, rollten schon die Transporte nach Auschwitz und Szálasi, der elende Schlächter, regierte mit den Deutschen das Land. Keinem Juden würde es eigentlich in den Sinn kommen, seinem Kind einen solchen Namen zu geben. Bis auf diesen hier.»

Er zuckte mit den Achseln.

«Hat Árpád noch lebende Verwandte?»

Der Gärtner nahm seine schwarze Seemannsmütze vom Kopf und fuhr mit der Hand über seine weißgrauen Haare.

«Es war mir, als hätte Árpáds Vater eine Antiquariatsbuchhandlung.»

«Und wo befindet sich diese?»

«Da überfragen Sie mich.»

In diesem Moment fing sein Hörgerät an zu pfeifen. Er zeigte auf ein anderes Grab.

«Schreiber Ignaz, der war Tierarzt. 1928 wurde dieser Friedhof von ihm eingeweiht. Kurz nach der Einweihung wurde er von einer Straßenbahn überfahren und war sofort tot. Er war der Erste, der hier beigesetzt wurde.»

«Was für ein Zufall.»

«Nein, kein Zufall, auf Friedhöfen gibt es keine Zufälle. ... und das hier wird mein Grab sein, ich konnte es arrangieren, dass ich hier meine letzte Ruhe finden kann. Man tat mir diesen Gefallen nur, weil ich schon seit fünfzig Jahren diesen Teil des Friedhofs pflege. Da hat Rabbi Kornfeld für mich erwirkt, dass ich hier beigesetzt werde.»

«Sie wollen damit sagen, dass Sie gar kein Jude sind?»

«So ist es: Auf einem jüdischen Friedhof dürfen sonst nur Juden

*beigesetzt werden – ich bin die große Ausnahme.»*

*«Und wie ist es beim christlichen Friedhof, dürfen dort Juden beigesetzt werden?»*

*«Ja, das schon. Ein Goldberg liegt hier auf dem jüdischen Friedhof, während sein Bruder im benachbarten christlichen Teil begraben ist.»*

*«Aus welchem Grund?»*

*«Seine Frau war Katholikin und er kam mit ihr ins Familiengrab. Das Christentum ist im Tode toleranter, im Leben sieht's da schon etwas anders aus. – Mir fällt gerade ein, die Buchhandlung vom Vater dieses Árpáds, die ist nach ihm benannt, ich meine nach dem Alten. Irgendetwas spanisches, nicht sein Nachname, etwas exotisches, mir liegt's auf der Zunge ...»*

*«Vielleicht weiß der Rabbiner, wo er lebt.»*

*«Der Rabbiner gibt einem Fremden nie Auskünfte. Er ist zum Schweigen verpflichtet. Aber warten Sie – Don Levy, so nennt sich der Kerl, ja, ich hab's mir gemerkt, weil das so fremdländisch klingt und irgendwie zum Umstand passt, dass sein Sohn ausgerechnet Árpád heißt. Sein Antiquariat ist irgendwo im siebten Bezirk.»*

\*\*\*

Das Haus hatte einen Innenhof mit einem wunderschönen Garten. Ich ging eine kleine Allee entlang und blickte auf die Fassade. Dann las ich «*Don Levy, Antiquariat*». Aus dem Inneren hörte ich lateinamerikanische Musik und zwar in einer Lautstärke, dass die Fensterscheiben vibrierten. Die Eingangstüre war alt und drohte aus der Verankerung zu fallen.

Der ganze Laden war bis in jede Lücke mit Büchern vollgestopft, welche in wildem Durcheinander, ohne auch nur den Anschein einer Ordnung geben zu wollen, übereinandergestapelt waren. Ich brauchte eine Weile, bis ich merkte, dass sich außer mir niemand in der Buchhandlung befand.

In der Mitte der hinteren Wand befand sich, eingeklemmt zwischen zwei Bücherregalen wie eine Insel der Ordnung ein langer Holztisch. Auf diesem stand ein Telefon aus den Fünfzigerjahren, daneben eine goldene Menora, eine Thora und eine kubanische Zigarre.

«*Ist denn niemand hier? Hallo, Don Levy, ich suche Sie!*»

Die Musik wurde blitzschnell gestoppt, das Licht ging aus und ein großer schlanker Mann mit schwarzer Kippa auf dem Kopf kam aus einem unsichtbaren Durchgang hinter einem Bücherregal hervor. Sein linker Unterarm war mit eingetrocknetem Gips beschmiert.

«*Der Schabbat hat schon begonnen, ich habe geschlossen!*»

«Don Levy, mein Name ist Michel, und ich bin ein Freund Árpáds.»

«Was sprichst du da, Mensch? Mein Sohn ist schon vor Jahren gestorben.

«Ich kann Ihnen das erklären.»

«Es gibt nichts zu erklären, ich habe den Schabbatbeginn schon um fünf Minuten überschritten. Ich darf von jetzt an nicht mehr arbeiten. Geh zur Türe raus, wo du rein gekommen bist, und zwar jetzt und nicht erst in einer Minute.»

Niedergeschlagen zog ich von dannen und setzte mich bei der Astoria in die nächste U-Bahn. Während der Fahrt schrieb ich einen Brief an Árpád.

\*\*\*

«Heute habe ich deinen Vater besucht und ihm gesagt, dass ich dein Freund bin. Er war sehr misstrauisch und ablehnend. Und die lateinamerikanische Musik, die er hört – sie passt irgendwie gar nicht in die Tabakstraße.

Árpád, ich weiß, du kennst deinen Vater, und du weißt besser über ihn Bescheid als ich. Natürlich war es ein Fehler, ihm zu sagen, dass ich dein Freund bin, da du ja nicht mehr auf dieser Welt lebst. Ich möchte deinen Vater erneut treffen, damit ...»

Ich wurde jäh von einem Mann in schrecklich verwehrlostem Flanellanzug unterbrochen.

«Schreibst du einen Liebesbrief? Man sieht heute selten noch jemanden, der einen Liebesbrief schreibt.»

«Das ist kein Liebesbrief, er ist für meinen Freund.»

Er starrte auf mein Schreiben.

«Und wo ist dein Freund?»

«Die meiste Zeit bei mir, wir wohnen am gleichen Ort.»

«Na, dann bist du ja wenigstens nicht allein. Und was machst du so in deinem Leben?»

«Lebe so vor mich hin, versuche die Rätsel des Friedhofs zu ergründen. Und Sie? Sie wirken auf mich wie ein Künstler.»

«Ja, es geht in diese Richtung, ich war einst Kameramann bei zahlreichen Fernsehfilmen, drüben, in den Staaten.»

«Und was machen Sie hier in Ungarn?»

«Ich bin hier nur zufällig gestrandet, weil meine Mutter aus Ungarn stammt. Mit dem letzten Geld, das ich noch hatte, flog ich hierher, jetzt habe ich kein Geld mehr, um nach Hause zu fliegen.»

«Und wo wohnen Sie zurzeit?»

«In einem ausrangierten Eisenbahnwaggon.»

«Lässt es sich dort gut schlafen?»

«Man gewöhnt sich daran. Und wo verbringst du deine Nächte?»

«Auf dem jüdischen Friedhof in einer Gartenhütte.»

«Ich wusste, als ich dich sah, dass du etwas Besonderes bist. Warte nur, dein großer Tag wird noch kommen, und man wird dich mit großen Augen anschauen»,

sagte er, und machte eine unbestimmte Geste Richtung Fenster, an dem der schwarze Tunnelschacht vorbeirauschte.

«Wie meinen Sie das?»

«Als Kameramann sieht man, wie der Film endet. Das gehört mit zum Beruf.»

«Woher wollen Sie mich so genau kennen? Haben Sie das Drehbuch gelesen?»

«Dein Gesicht ist eine Leinwand und ich sehe, wie darauf ein Film gespielt wird.»

«Und was ist es für ein Film?»

«Wie in jedem guten Film geht's um Leben und Tod, unterdrückte Liebe,

Schmerz, Genuss und Leidenschaft.»

Er bereitete sich vor, auszusteigen.

«Wird der Film gut enden?»

«Oh ja, er wird sehr gut enden. Man wird Leben und Tod begegnen, die Liebe kennenlernen, im Schmerz Genuss, in der Leidenschaft Lust entdecken.»

\*\*\*

«Árpád, schau, ich habe für dich brasilianische Rosen gekauft. Ich weiß, Juden legen gewöhnlich keine Blume auf Ihre Gräber! Weil mich das Rot der Rosen magisch anzog, dachte ich, sie würden auf dein Grab passen. Deinen Grabstein werde ich auch reinigen. Es ist lange her, seit es geregnet hat und er wurde von grünlichem Algenbesatz überzogen. Dieser Brief, der ist für dich; es ist der längste, den ich dir bisher geschrieben habe. – Still, ich höre Schritte, da kommt jemand.»

Ich zog mich zurück und beobachtete den langen Schatten, der sich Árpáds letzter Ruhestätte näherte. Es war Don Levy. Er blieb zuerst Minuten lang vor dem Grab stehen und nahm dann seinen geflochtenen Hut vom Kopf. Darunter trug er eine schwarze Kippa.

«Mein Sohn, wie sieht dein Grab auf einmal aus? Rosen liegen hier und sauber ist's. Und was ist das da für ein Brief?»



Ich war gespannt, als er das Kuvert öffnete. Ich sah, wie sich seine Gesichtszüge entspannten.

*«Neulich war ein Junge bei mir, der sagte, er sei dein Freund. Hat er den geschrieben?»*

Ich traute mich einige Schritte näher zu rücken und blieb hinter Don Levy stehen.

*«Ich habe es ja gesagt, dass ich Árpáds Freund bin. Der Brief, den Sie in Händen halten, beweist es.»*

Er drehte sich langsam um.

*«Sag mal, hast du das Grab so geschmückt?»*

*«Das tat ich zu Árpáds Ehren.»*

*«Hast du die Blumen vom benachbarten christlichen Friedhof geklaut?»*

*«Sie irren sich, Don Levy, alles ist bis auf den letzten Fillér bezahlt.»*

*«Es ist üblich, wenn jemand Blumen gekauft und sie aufs Grab gelegt hat, dass sich dann ein Kuli aus dem Blumengeschäft hinterher schleicht und die Blumen vom Grab stiehlt und sie dann verkauft. So geht es immer sonntags: Drei, vier Mal werden dieselben Blumen hintereinander verkauft.»*

«Befinden sich deswegen immer so viele Polizisten auf dem benachbarten christlichen Friedhof?»

«Auch um Taschendiebe abzuschrecken.»

Ein Moment des Schweigens trat ein. Beide schauten wir stumm zu Árpáds Grab. Don Levy war es, der zuerst den Blick hob.

«Don Levy, was ist das eigentlich für eine Schrift auf Árpáds Grab?»

«Hier steht geschrieben auf Hebräisch: Ich danke für das Leben, das Leben war ein Spiel, ich habe es genossen.»

Don Levy bückte sich, hob einen Stein und legte ihn aufs Grab, nachdenklich schaute er mich an.

«Du siehst elend aus. Wo wohnst du eigentlich?»

Ich machte eine unbestimmte Geste in Richtung Geräteschuppen.

«Hier, auf dem Friedhof?»

Ich nickte.

«Da gehörst du nicht hin.»

Da kehrte er mir den Rücken und machte einige Schritte, als wollte er weggehen.

«Don Levy, dann darf ich jetzt mit Ihnen kommen?»

«Ja, habe ich mich denn verabschiedet? Folge mir!»

\*\*\*

Das Judentum war für mich eine andere Welt, zumindest geistig, wenn ich mir den Tagesablauf von Don Levy anschaute, von der Stunde, da er am Morgen aufsteht, bis spät in die Nacht. Die Segenssprüche, die er beim Brotbrechen spricht, wobei ich bereits ein paar Wörter hebräisch verstehen konnte. Baruch heißt so viel wie Segen. Die Atmosphäre löste meine Anspannung. Und nachts kommt mir die mathematische Formel wieder in den Sinn, die mir bei meiner Maturaprüfung zum Verhängnis wurde. Innerhalb von ein paar Tagen habe ich das ganze hebräische Alphabet beim gedeckten Tisch gelernt. Das Zwischenmenschliche war Don Levy viel mehr, als nur ein Lehrer, er ließ einen nie spüren, dass etwas schwer sei zu lernen, wie es mir meine Lehrer in der Vergangenheit einprägten.

Don Levy pflegte eine Beziehung zu seiner Katze, als wäre das Tier in ihn verliebt. «*Es ist eine jüdische Katze*», sagte Don Levy. Ich bemerkte, wie er von Zeit zu Zeit das Verhalten seiner Katze akribisch festhielt, er führte schon über Jahre

Buch. Er hatte sie auf demselben Friedhof, wo Arpad ruht, aufgefunden. Die Katze setzte sich nach dem Tod ihres Besitzers auf dessen Grab, Tag und Nacht, bei Nässe und Kälte auf dem Friedhof, bis sie von einem Auto angefahren wurde, und Don Levy sie dann zusammenflickte. All das war in seinen Aufzeichnungen über die Katze geschrieben. Von da an musste sie auch den Namen Geist tragen, und so kam sie mir auch ein wenig vor, wenn Don Levy aus der Thora las und sie sich auf den Tisch setzte und ihm, Don Levy, zuschaute. Manchmal änderte sie ihren Ruheplatz und setzte sich hinter Don Levys Rücken und schaute hinter seiner rechten Schulter hervor. Der Geist wurde eifersüchtig auf mich, ich war ein Eindringling, und wenn ich mit Don Levy im Gespräch war, sprang mich der Kater auf Bauchhöhe an. Nachts riss er Mäuse und Ratten im Dachstock wie ein Kampfhund. Zerschlug auf bestialische Weise seine Beute.

«Schöner Biss, direkt ins Genick», sagte Don Levy, wenn er am Morgen eine erlegte Ratte beseitigte. Zwischen Mitternacht und ein Uhr verschwand die Katze über die Dächer und Don Levy wurde durch ein lautes Fauchen aus dem Schlaf gerissen, immer dann, wenn die Katze einen bitteren Kampf mit einem Steinmarder führte. Das Tier suchte durch seine gejagte Beute Anerkennung, nicht selten lag ein auseinandergerissener Vogel auf dem Flur.

«Don Levy, geben Sie dem Kater irgendwelche Präparate, dass er so wuchtig ist?»

«Mein Kater ist von Natur aus so, er ging wegen seiner gejagten Beute auseinander, nicht jede Katze in dieser Straße kann so viele Ratten auseinanderreißen wie meine.»

«Don Levy, Sie sind stolz, wenn der Kater einen Kampf führt.»

«Auch in der Tierwelt gibt es Regeln. Warum müssen wir Menschen ihren Lebensraum stören?»

«Ich bin nur ein Beobachter, aber ich finde, wir Menschen sollten nicht tatenlos zusehen, wenn eine Katze eine Ratte reißt.»

«Michel, sag das mal den Hooligans, wenn sie nach einem Fußballspiel ihre Aggressionen rauslassen.»

Das Haus, in dem Don Levy lebte, war wie ein Freilichttheater: Jeden Tag war etwas Neues los, vor allem, wenn die Juden ihren Schabbat feierten und ich all den jüdischen Familien in den angrenzenden Wohnblocks zuschaute, beim Kerzenanzünden oder wie sie ein und ausgingen in ihren Wohnungen. Sie trugen Kisten heraus, einige trugen sie auf der Schulter wieder ins Haus und ganz besonders faszinierten mich die jüdischen Frauen. Manchmal beobachtete ich sie, und jedes Mal spürten sie, dass ich rüberschaute, als hätten sie einen siebten Sinn. Und all die venezianischen Masken, die Don Levy im ganzen Haus verstreut hatte! Es kam mir vor, als seien sie irgendwelche Wesen, die mich beobachteten. Vor allem im Bereich von Àrpàds Zimmer, zu

welchem ich keinen Zutritt hatte. Im ganzen Haus wurden über Jahre kleine Nebenräume, Hinterzimmer und konkursgegangene Lebensmittelläden hinzugekauft. Don Levy erstand eine Räumlichkeit nach der anderen und bemalte sie nach seiner Fantasie. Längst könnte er eine Kunstausstellung machen. Vielleicht wollte er einen Coup landen, der ihn über Nacht zum Star machen würde. Auf ein Gemälde war er besonders stolz, sprach jedoch nie mit mir darüber: Es musste wohl ein Teil aus seinem Leben sein. Es waren Menschen ohne Schuhe zu sehen, es sah aus, als wären sie in einem Stadion mit Stacheldraht gefangen. Das Bild war so gemalt, als käme eine längst vergangene mit der heutigen Zeit zusammen. Unten am Rand steht geschrieben: Was wäre, wenn es wieder in Betrieb gesetzt würde?

Ich bekam Gänsehaut, wenn ich ihn danach fragen wollte. Es waren jüdische Flüchtlinge, die sich in einem Stadion versteckten. Beim Modell in der Größe einer Hundehütte war das teilweise abgedeckt und man sah, wie die jüdischen Flüchtlinge sich versteckten. Kinder und ältere Menschen in einem einzigen Raum, der halb so groß war wie mein Jugendzimmer. Vielleicht hatten sich gerade in dem Haus, wo ich mich befand, mal Menschen verstecken müssen und vielleicht war das kleine Gebäude auf dem Bild jenes, in dem ich mich zurzeit aufhielt. Ich wollte mich in allem zurückhalten. Es war schon viel wert, dass Don Levy mich so ohne Weiteres bei sich zu Hause aufgenommen hatte, als sei ich ein Flüchtling. Ich spürte, dass Don Levy vieles im Leben

durchgemacht hatte. Er war sehr pünktlich und hatte auf kleinstem Raum alles ordentlich aufgeräumt, selbst wenn er eine Zeitung zusammenfaltete, auf die Ecken genau. Aber was könnte sich nur in dem alten Lederkoffer befinden, den Don Levy als Ablageplatz für seine religiösen Gegenstände benützte? Daneben eine alte zusammengebundene Matratze, die schon von Motten durchfressen war. Etwas neugierig war ich schon, wollte aber auch nicht unhöflich sein. Ich schaute ihn mir aus jedem Winkel genau an, von oben, von der Seite, und unzählige Gedanken gingen mir dabei durch den Kopf. Der Koffer war verschlossen. Stand er mit den jüdischen Flüchtlingen hinter dem Stacheldraht in Verbindung?

*«Juden sind in ihrem Inneren immer auf der Durchreise, manche reisen weiter und einige bleiben sitzen.»*

*«Don Levy, dann sind Sie auch ein Reisender.»*

*«Die Flucht war schon lange geplant, unser Kopf ist zu vielem imstande, wenn man sich Zeit nimmt und alles durchdenkt»,* sagte Don Levy, während er mit dem Finger auf seinen Kopf deutete.

*«Waren Sie auf der Flucht?»*

*«Eines Tages werde ich es dir erzählen, oder du wirst meiner Spur folgen.»*

Weshalb Don Levy immer nachdenklich dreinschaute, wenn er etwas aus der jüdischen Geschichte erzählte, wusste ich nicht. Er ließ auch nie andere Juden in sein Haus, sprach nur schüchtern auf der Straße oder erledigte seine Geschäfte. Ich wollte vieles von Don Levy für mich dokumentieren und führte, seit Kurzem selbst Notizen. Wenn ich mit meiner Digitalkamera Don Levy ins Visier nahm, schaute er weg. Er wollte nicht, dass Bilder von ihm entstehen, selbst seine drei aufgehängten Bilder drehte er gegen die Wand.

\*\*\*

Eines Tages gab mir Don Levy den Schlüssel zu Árpáds Zimmer. Árpáds Wohnung war ein Stockwerk über dem Antiquariat. Erst jetzt bemerkte ich, dass hinter einem der Bücherregale eine schmale Treppe emporführte. Bevor ich die geheimnisvolle Tür öffnete, die mir Zugang zu Árpáds Welt geben würde, schaute ich durchs Schlüsselloch. Ich sah einen Podest, umwickelt von einem Samttuch, mit einem goldenen Davidstern. Auf dem Podium lag etwas, eine Thorarolle, wie ich später erfahren sollte, ebenfalls mit Samt bedeckt. Weiter konnte ich nichts erkennen, nur fünf Sonnenstrahlen, die sich durch den vielen Staub, der sich im Laufe der Zeit angesammelt hatte, voneinander abhoben. Dann führte ich den Schlüssel ein und drehte ihn zweimal nach links. Mit beiden Händen musste ich die zwei Flügeltüren nach innen aufdrücken, bis der Rahmen das knarrende Holz entließ und die Angeln sich knirschend drehten. Wie ich erfuhr, war die Tür



seit Árpáds Tod verschlossen geblieben. Nicht einmal Don Levy hatte den Raum seither betreten.

Direkt am Fenster stand sein Schreibtisch, mit Blick auf die größte Synagoge Europas. Zwei Kipas lagen auf dem Pult, ein schwarz-weißer Tallit mit einem Zizijot in jeder Ecke hing über einer Stuhllehne. Unter einem der beiden Kipas lag eine Notiz: *«Suche nicht viele Worte auf einmal. Denke an jemanden, der einen Weg pflastert, er nimmt Stein für Stein.»* An der Tür hing ein schwarzer Hut. Sein Bücherregal – es war groß und hölzern, wie das eines alten Gelehrten – beherbergte religiöse Schriften.

Árpád war praktizierender Jude. Es war unübersehbar, dass die Religion seine große Liebe war. Außer einer Steckdose deutete in diesem Zimmer kaum etwas auf eine Einflussnahme moderner Zeiten hin. Überhaupt ähnelte dieser Raum einer kleinen Synagoge. Seine Schriften – einige davon waren prächtig gebunden – waren zu einem großen Teil in hebräischer Sprache verfasst, sodass ich sie vorerst nicht lesen konnte. Nur eine stattliche Zahl von Tagebüchern aus seiner Feder waren mit lateinischen Lettern gefüllt, an denen ich später mein Ungarisch verbessern sollte.

In diesem Raum fühlte ich Árpáds Gegenwart noch stärker als auf dem Friedhof, sodass ich ihn laut fragte, ob er mir erlaube, in seinem Bett zu schlafen. Ich wurde dabei von Don Levy ertappt, der im Korridor gewartet hatte.

«Sprich ruhig vor dich hin, wenn's deiner Seele gut tut.»

«Don Levy, kommen Sie doch herein.»

«Nein, ich will sein Zimmer nicht betreten. Árpád hatte schon zu Lebzeiten nicht gern, wenn andere darin herumtrampelten und ich wüsste nicht, warum ich nach seinem Tod damit beginnen sollte.»

«Hatte Árpád eine Freundin?»

«Er war mal in festen Händen, aber wurde verlassen, weil er sich nur mit seinen Büchern beschäftigte und seine Lebensweise immer mehr von der Religion diktiert wurde, was das Mädchen als Einschränkung ansah.»

«Dann war er also recht einsam.»

«Er hatte nur seinen Liebesbrief.»

«Wie ist das zu verstehen?»

«Die Thora, das ist der Liebesbrief, weil man sie immer und immer wieder liest und das seit Jahrtausenden.»

«Dann werde ich sicherlich auch viel Zeit mit dem Lesen der Thora verbringen, denn ich habe mich zum Studium jener Dinge entschlossen, die Árpád wichtig waren.»

«Sehr schön, Lernen ist wichtig, Lernen bedeutet Konzentration.»

*Schlaf gut.»*

Árpáds Bett war sehr groß und man versank tief in der weichen Matratze. Es wurde Nacht und der Mond leuchtete ins Zimmer. Manchmal hörte ich ein vereinzelt Singen aus der Synagoge und die Fetzen eines Gebets. Ich dachte an die Thora, die mir das Verständnis von Árpáds Büchern bringen würde. Meine Gedanken entschwebten in seliger Vorfreude und schenkten mir den seit langem ersehnten tiefen Schlaf.

# Und er nahm eine von seinen Rippen heraus

**U**m mich ein wenig aufzumöbeln – man sah mir wohl an, dass ich mich seit einiger Zeit nicht so gut ernährte – nahm mich Don Levy am zweiten Tag in eine jüdische Suppenstube mit.

*«Wie schmeckt dir die koschere Suppe?»*

*«Danke, ganz ausgezeichnet.»*

*«Michel, schaue auf die Suppe und nicht auf die Mädchen, das lenkt dich nur vom Essen ab, und Speisen soll man genießen, denn auch das Essen hat seine Würde.»*

Ich hatte gar nicht auf die beiden langhaarigen Mädchen geschaut, die da am Tisch gegenüber saßen und sich ebenfalls an einer Suppe gütlich taten.

*«Sie sind hübsch.»*

*«Welche gefällt dir besser, die Braunhaarige oder die mit den Sommersprossen?»*

*«Ich glaube Letztere.»*

*«Dann geh zu ihr rüber und sprich sie an.»*

*«Don Levy, die ist doch noch viel zu jung.»*

*«Michel, nimm deinen Mut zusammen und sprich sie an.»*

*«Gut, wenn Sie es wollen, dann werde ich jetzt aufstehen und sie ansprechen. – Aber Don Levy, die ist höchstens vierzehn!»*

*«Dann genieße ruhig deine Suppe.»*

Wir aßen eine Weile schweigend weiter.

«Don Levy, mir ist bereits bei unserer ersten Begegnung aufgefallen, dass Sie eine Gipsverschmierung am linken Unterarm haben. Was befindet sich darunter?»

«Michel, muss das denn sein? Du willst schon wieder von deiner Suppe ablenken.»

«Ich bin nur neugierig geworden, weil einem das helle Weiß in die Augen sticht.»

«Ach, es ist eine alte Telefonnummer von einer ehemaligen Geliebten. Da ich die Nummer täglich sehe, habe ich sie satt.»

«Warum lassen Sie die Nummer nicht entfernen? »

«Weil es dazu High-Tech braucht.»

\*\*\*

Während ich die Vormittage meist mit Büffeln ungarischer Vokabeln und der Lektüre Árpáds Tagebücher verbrachte, ging ich nachmittags in die Buchhandlung. Don Levy saß von früh bis spät in seinem Laden und verließ selten seinen Tisch. Dieser war mit Büchern derart voll gestapelt, dass man vom Eingang her nur seine schwarze Kipa sah.

«Don Levy, wollen Sie Ihre Buchhandlung nicht ein wenig ordentlicher gestalten? Dort Bücher, hier Bücher und auf dem Boden auch Bücher,

sodass die Kunden darüber stolpern.»

«Diese Unordnung ist meine Lunge. Du willst mir doch nicht das Atmen nehmen?»

«Woher wissen Sie denn, wo welches Buch liegt?»

Er tippte lächelnd an seine Stirn.

«Da steht es geschrieben, in meinem Kopf.»

«Warum kaufen Sie sich keinen Computer? Heute hat doch jedes Geschäft einen. Ihre Bücher könnten Sie dann auch übers Internet verkaufen.»

«So etwas brauche ich nicht, mein Name vermarktet sich von selbst.»

«Don Levy, das ist gar nicht Ihr richtiger Name?»

«Nein, ist es nicht, ich heiße Meréz, das sagt alles.»

«Das kling schon eher ungarisch.»

«Ich komme aus dem Land, wo Milch und Honig fließt. Es ist das Land Abrahams und Jakobs, Israel, wohin mein Volk vor Jahrtausenden gewandert ist. Nun ist das Volk des Herrn in alle Winde zerstreut. Wir wandern herum auf dem Planeten, von Südamerika nach Asien und zurück. So bin ich eigentlich recht international.»

Don Levy nahm wieder das Buch zur Hand, in welchem er vorhin gelesen hatte und folgte mit halbgeschlossenen Augen den Zeilen. Dann gähnte er laut, streckte sich und blickte lange aus dem Fenster.

«Sie sehen müde aus. Warum gehen Sie nicht ein wenig nach draußen und machen einen Spaziergang?»

«Draußen ist alles High-Tech.»

«Vieles schon, aber gleich alles?»

«Die modernen Häuser, die Autos, die Werbung und besonders die netten Menschen.»

«Don Levy, nun hören Sie doch damit auf, ein Mensch hat einen Puls und kann nicht aus High-Tech bestehen.»

«Ich gehe lieber nachts aus dem Haus, wenn man davon nicht mehr so viel sieht. Der Tag ist dafür da, zu lernen und zu arbeiten.»

\*\*\*

Árpád hatte seinen Vater in seinen Tagebüchern nicht ein einziges Mal erwähnt, wie ich feststellte. Es war wie bei mir – keine ideale Vater-Sohn-Beziehung.



An der Tabakstraße war immer jede Menge Betrieb, weil viele Konzerte vor der Synagoge stattfanden. Von Árpáds Zimmer aus konnte ich ab und zu auch die Hälfte der einen imaginären Bühne des Straßentheaters sehen. Nachts hingegen, da lief ein Wächter in blauer Uniform mit schweren schwarzen Stiefeln an gleicher Stelle vorbei: Immer wieder, die Tabakstraße rauf und runter, wieder und wieder. Das Visier seiner Schirmmütze spiegelte den Mond wider samt Wolken.

Dann ging ich runter zu Don Levy, der da hinter seinen Büchern saß und mit einem stumpfen Bleistift für mich Markierungen machte. Dazu hörte er Salsa und Tango, trank ein großes Glas Rotwein.

*«Michel, wo willst du denn um diese Zeit noch hin?»*

*«Don Levy! Wie haben Sie mich denn bemerkt? Ich wollte an Ihnen vorbeischleichen.»*

*«Deine Aura – so was merke ich eben.»*

*«Ich möchte nach draußen.»*

*«Ah, du willst schauen, ob hübsche Mädchen da sind.»*

*«Das weniger.»*

# Verlagswort

Wir freuen uns sehr, dass wir für unseren neuen Autor Philip von Fuchs, den Traum vom eigenen eBook Wirklichkeit werden lassen konnten und bedanken uns für das entgegengebrachte Vertrauen sowie das größte Gut eines Schreibenden – sein Manuskript, welcher Idee durch dieses eBook nun Leben eingehaucht wurde.

„Die Wienerstraße und der jüdische Buchhändler Don Levy“, ist Philip von Fuchs' erstes Buch/eBook. In 17 Kapiteln erzählt es die Geschichte eines jungen Mannes auf der Suche nach sich selbst. Hierbei erlebt er mancherlei Abenteuer in einigen Ländern. Wie es das Schicksal will, findet er in dem jüdischen Buchhändler Don Levy seinen Lehrmeister. Don Levys Ziel ist es, zusammen mit ihm, ins Land wo Milch und Honig fließt, zu gelangen. Ab hier führt uns der Autor Philip von Fuchs auf eine spannende, fantastische Reise. Lassen Sie sich auf die extravagante Buchstabenreise ein, und erleben Sie ungeahnte Höhen und Tiefen in einer ausdrucksvollen Schreibweise. Ein sehr gelungenes Werk in einem Roman, der von Sehnsucht und Abenteuer spricht und sogleich für Spannung sorgt. Dieses Buch/eBook wird Sie betören, es nicht mehr so schnell aus der Hand zu legen. Viel Vergnügen beim Schmökern.

Danke für den Erwerb von „Die Wienerstraße und der jüdische Buchhändler Don Levy“ und dass wir durch dieses eBook Ihr Leseinteresse wecken durften, auch im Namen des Autors Philip von Fuchs. „Die Wienerstraße und der jüdische Buchhändler Don Levy“ ist als Buch und eBook erhältlich. Das eBook ist unter der ISBN 978-3-86483-012-9 für 11,95 €, das Buch ist als Hardcover unter der ISBN 978-3-86483-013-6 für 21,50 € zu beziehen, beim Autor Philip von Fuchs, im [www.artofbookshop.com](http://www.artofbookshop.com) dem Buchshop des herausgebenden Verlages art of arts und im Buchhandel.

# Verlags-Buchprogramm

Bücher & eBooks bisher erschienen seit 2006 bis 2012

## *Bücher der art of books collection*

art of words - Band 1	Buch	eBook
art of mind - Band 2	Buch	eBook
art of heart - Band 3	Buch	eBook
art of mystery - Band 4	Buch	eBook
art of man - Band 5	Buch	eBook
art of women - Band 6	Buch	eBook
art of poetry - Band 7	Buch	eBook
art of xmas - Band 8	Buch	eBook
art of kids - Band 9	Buch	eBook
art of magic - Band 10	Buch	eBook
art of erotica - SoBand 1	Buch	eBook
art of crime - SoBand 2	Buch	eBook
art of live - SoBand 3	Buch	eBook
art of fun - SoBand 4	Buch	eBook

## *Bücher einzelner Autoren / Autorinnen*

Das Zauberwort DAS	Buch	eBook
Die wahnw. m. Geschenkefibel		eBook
Ohnemilch / Agent 0815	Buch	eBook
Perfekt - Defekt		eBook
Unglaubliches unter uns	Buch	eBook
GPS-Millionenjagd	Buch	eBook
ourStory	Buch	eBook
geDANKE ... be your reality	Buch	eBook
Erdennebel in eisblau	Buch	eBook
ourStory2	Buch	eBook
Die Rose des Todes	Buch	eBook
Impulse	Buch	eBook
Wechselhaft heiter bis wolkig	Buch	eBook
Unselbst		eBook
Alltägliches Allerlei	Buch	eBook
Prophetische Spiritualitäten	Buch	eBook
Im Eifer des Geschlechts	Buch	eBook
Der Stein der Elemente	Buch	eBook
Die Schlange des Regenbogens	Buch/Hardcover	eBook
Blutige Leckerbissen	Buch	eBook
60 Jahre. Der private Schnüffler	Buch	eBook



Lebens-Quelle Energyflow Pad 2er Set - Wortschwingung Danke  
Munchyboyz Audio CD - B.Fresh mp3 - 'sexlovepain' Promo-Album  
SURVIVE - excl. Song art of live - all-u-can-eat-production

222 Gedichte	Buch	eBook
Hommage	Buch	eBook
Die (un)Erträglichkeit des Seins	Buchunikat	eBook
6 vor 12	Buch / BU	eBook
Streiflichter	Buch / BU	eBook
Die sieben Epochen der Poesie	Buch / BU	eBook
Prinzessin Emma	Buch	eBook
Auf ein Wort	Buch/Hardcover	
Bewusstsein und Logik	Buch/Hardcover	
Lebensblüten gel(i)ebte Poesie	Buch/Hardcover	eBook
Von Männern, Mädchen, Löwen ...	Buch	eBook
2012 ... das Buch	Buch/Hardcover	eBook
Ende gut, alles gut	Buch	eBook
Ich kann mehr als nur ... Feta	Buch/Hardcover	
Prinzessin Emma - 2	Buch/ + HC	eBook
Das Chaos trägt Highheels	Buch / BU	eBook
Silberstreifen	Buch	eBook
Machofantasien. Fieber Wahn ...	BU	eBook
Hase Pünktchen im Zauberwald	Buch	eBook
Kopfkino	Buch	eBook
Ausmalbuch Prinzessin Emma	Buch	
Gedankensplitter	Buch / BU	eBook
Lovecard Herzensliebe	Karte	
Das Geborgenheitsgefühl. Gaby ...	Buch	eBook
Poetin trifft Frei Schnauze	Buch	eBook
Von A bis Zett	Buch	eBook
Prinzessin Emma 3	Buch	eBook
eMail-Romanze	Buch	eBook
Klangmeditationsgeschichten ...	Buch/Hardcover	
Die Wienerstraße und der jüdische Buchhändler Don Levy	Buch/Hardcover	eBook

... dieses Werk besteht aus 323 Seiten, 57.052 Wörtern, 363.749 Zeichen.  
von Philip von Fuchs, der sein verfasstes Manuskript durch dieses eBook der Öffentlichkeit präsentieren.  
Der Text ist urheberrechtlich geschützt (c) 2012

Beiträge gemäß der neuen Deutschen Rechtschreibung. Für Druckfehler keine Haftung.

*„Ich zog mich zurück und beobachtete den langen Schatten, der sich Arpads letzter Ruhestätte näherte. Es war Don Levy. Er blieb zuerst Minuten lang vor dem Grab stehen und nahm dann andächtig seinen alten Strohhut vom Kopf. Darunter trug er eine schwarze Kippa.“*

## **Don Levy und die Wienerstraße**

erzählt die Geschichte eines jungen Mannes auf der Suche nach sich selbst. Nach nicht bestandener Maturaprüfung getraut Michel sich nicht mehr, seinem autoritären Vater unter die gestrengen Augen zu treten und entschließt spontan, abzuhausen.

In Budapest erlebt er mancherlei Abenteuer. Auf dem jüdischen Friedhof weckt das Grabmal eines jungen Mannes namens Merés Arpad sein Interesse und er macht sich auf Spurensuche nach dem Verstorbenen. In Don Levy, dem Vater Arpads, findet er schließlich einen Lehrmeister ...



Die Wienerstraße und der  
jüdische Buchhändler Don Levy  
eBook - Autor Philip von Fuchs

als Buch und eBook - Buchkunst (c)reated by art of arts 2012

ISBN 978-3-86483-012-9

eBookseiten 323 - eBookpreis: 11,95 € [7]